



# Gedenkstätten Bundesbrief

- 3 »Es hat keiner auch nur ein Wort darüber verloren«  
Ein historischer Rundweg erinnert  
an das »Ausländerkrankenhaus Mahlow« bei Berlin  
*Ulrike Kersting und Axel Drieschner*
- 11 Digitale Spurensuche und mobiles Lernen im öffentlichen Raum.  
Die Zeitzeugen-App zur NS-Zwangsarbeit in Berlin  
*Ewa Czerwiakowski, Thomas Irmer und Cord Pagenstecher*
- 16 »Warum schweigt die Welt?!«  
Häftlinge im Berliner Konzentrationslager Columbia-Haus –  
Beispiele jüdischer Biografien in der Ausstellung  
der Gedenkstätte Deutscher Widerstand  
*Karoline Georg*
- 19 Das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte Maly Trostenez –  
Vergessene Orte der »Endlösung«.  
Erinnern und Gedenken an die Opfer der Shoah in Deutschland  
und Belarus  
*Anja Reuss und Kristin Schneider*
- 26 Der Bückeberg bei Hameln –  
Ein langer Weg zum Kulturdenkmal und Informations- und Lernort  
*Juliane Hummel und Rolf Keller*
- 32 Veranstaltungshinweise
- 37 Literaturhinweise
- 39 **Rezension** zu Juliane Brauer/Martin Lücke (Hg.) (2013):  
Emotionen, Geschichte und historisches Lernen.  
Geschichtsdidaktische und geschichtskulturelle Perspektiven, Göttingen:  
V & R unipress (= Studien des Georg-Eckert-Instituts zur internationalen  
Bildungsmedienforschung 133)  
*Fabian Steininger*
- 43 **Replik auf die Rezension** von Diana Gring im Gedenkstättenrundbrief,  
Nr. 172 (12/2013)  
*Marc Schwietring und Sebastian Winter*

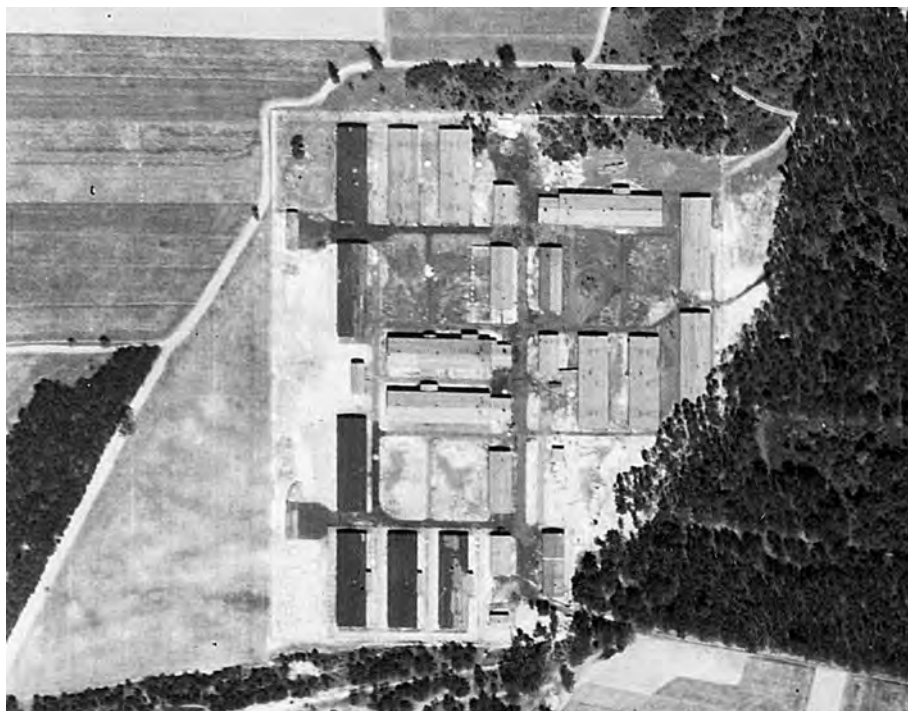
Titel: Gedenkstätte Gorodeja. Stilisierte Häuserruinen erinnern an die ermordeten jüdischen Bewohner des Dorfes. Siehe hierzu auch den Beitrag von Anja Reuss und Kristin Schneider über das Minsker Ghetto und die Vernichtungsstätte Maly Trostenez. Foto: Kristin Schneider

# »Es hat keiner auch nur ein Wort darüber verloren«

EIN HISTORISCHER RUNDWEG ERINNERT AN DAS »AUSLÄNDERKRANKENHAUS MAHLOW« BEI BERLIN

*Ulrike Kersting und Axel Drieschner*

Fünf Kilometer südlich der Stadtgrenze befand sich ein zentraler Ort der NS-Zwangsarbeit in Berlin, das »Krankenhaus der Reichshauptstadt in Mahlow«, kurz »Ausländerkrankenhaus Mahlow« genannt. Es war hauptsächlich als Behandlungsstätte für »Ostarbeiter« gedacht, deren medizinische Versorgung nach dem Willen der Arbeitsersatz- und Gesundheitsbehörden räumlich separiert von deutschen und westeuropäischen Patienten erfolgen sollte. Hierbei mischten sich rassenideologische Motive zur Isolation von »Fremdvölkischen« mit seuchenhygienischen Überlegungen. Ab März 1942 wurden auf Betreiben des Reichsarbeitsministeriums zahlreichen kommunalen Krankenhäusern Baracken zur »Absonderung« erkrankter »Ostarbeiter« angegliedert. Zum Teil wurden aber auch ganze Lagerkomplexe zu diesem Zweck errichtet.<sup>1</sup> Dort sollten die Patienten unter reduziertem zeitlichen und materiellen Aufwand wieder »arbeitsfähig« gemacht werden. Die anfänglich noch vorgesehenen Abschiebungen von schwerkranken sowjetischen Zivilisten in ihre Heimatgebiete wurden ab Herbst 1942 deutlich eingeschränkt, da die Arbeitskräfte nach einer etwaigen Genesung für die deutsche Kriegswirtschaft verfügbar bleiben sollten.<sup>2</sup> »Sofern die Einsatzfähigkeit mit vertretbarem Aufwand oder nach verhältnismäßig kurzer Behandlung – bis zu einer Höchstdauer von etwa acht Wochen – wieder hergestellt werden kann, ist von



»Ausländerkrankenhaus Mahlow«, Luftbild 1943. Luftbilddatenbank Dr. Carls

der Rückführung ... abzusehen«, ordnete der Generalbevollmächtigte für den Arbeits-einsatz, Fritz Sauckel, im Oktober 1942 an.<sup>3</sup>

Das »Ausländerkrankenhaus« in Mahlow war vermutlich die größte speziell für »Ost-arbeiter« errichtete medizinische Einrichtung im Deutschen Reich (ein Gesamtüberblick zu solchen Krankenanstalten fehlt noch). Das Hauptgesundheitsamt Berlin errichtete es auf einem von Wald und Äckern umgebenen Gelände fernab von Wohngebieten. Hinter dem sogenannten Friedhofswald von Blankenfelde gelegen, entzog es sich der unmittelbaren Wahrnehmung des überwiegenden Teils der örtlichen Bevölkerung.<sup>4</sup> Der Baubeginn lag vermutlich im Frühjahr 1942, die Inbetriebnahme erfolgte im August desselben Jahres. Der von einem doppelten Stacheldrahtzaun und von Wachtürmen umgebene Barackenkomplex sollte vor allem Infektions- und Tuberkulosekranke aufnehmen. Männer, Frauen und Kinder aus der Sowjetunion bildeten die mit Abstand größte Patientengruppe, außerdem wurden Deportierte aus Polen in Mahlow behandelt und festgehalten, ferner Zivilisten aus Frankreich, den Niederlanden, Belgien, der Tschechoslowakei, Jugoslawien und Italien. Bisweilen lieferte auch die Gestapo hier Häftlinge ein, so aus dem »Arbeitserziehungslager« Berlin-Wuhlheide und aus dem Gefängnis in der Großen Hamburger Straße. Patientenakten oder Statistiken, aus denen die Zahlen der Behandelten hervorgehen könnten, sind bislang nicht bekannt, jedoch ergibt sich das ungefähre Verhältnis der Nationalitäten aus den standesamtlich beurkundeten Sterbefällen (dazu unten mehr).

Unmittelbar vor Eröffnung des Barackenkrankenhauses ist der noch unfertige Komplex vorübergehend als Durchgangslager für »Ostarbeiter« genutzt worden. Die Lage abseits von Schienenwegen und befestigten Straßen bedeutete zusätzliche Strapazen für die Menschen. Nach dem langen und qualvollen Bahntransport hatten sie vom Bahnhof Mahlow aus einen drei Kilometer langen Fußmarsch zu absolvieren. Ein Bürger von Blankenfelde erinnert sich, im Kindesalter beobachtet zu haben, wie im Sommer 1942 eine Gruppe von etwa 200 entkräfteten Ausländern – Männer, Frauen und Kinder – von Polizei bewacht die Straße entlang geführt wurde. Vermutlich handelte es sich um Neankömmlinge des Durchgangslagers.<sup>5</sup> Bereits für Mai 1942 ist der Tod von 16 Kleinkindern und Säuglingen aus der Sowjetunion dokumentiert, sonst gibt es kaum Nachrichten über diese Nutzungsphase des Lagers. Am 10. August 1942 nahm das Hauptgesundheitsamt Berlin das »Ausländerkrankenhaus Mahlow« in Betrieb. Der Mangel an Personal, medizinischem Gerät und weiterer Ausrüstung verzögerte die Fertigstellung jedoch und beeinträchtigte den Betrieb nachhaltig. Erst im März 1943 wurde die vorgesehene Kapazität von 848 Betten erreicht. Das in drei annähernd gleichartige Module gegliederte Lager umfasste nun 25 Baracken, darunter zehn Krankenbaracken. Jenseits der Außengrenze besaß es auch eine eigene Kläranlage. Teile des Lagers wurden im Dezember 1943 durch Bomben zerstört, darunter Operationsräume. Nach umfangreichen Instandsetzungen, an denen Häftlinge aus dem wenige Kilometer entfernten KZ-Außenlager Lichtenrade beteiligt waren, ging der Betrieb mit 700 Betten weiter.

Das Krankenhaus besaß neben Abteilungen für Tuberkulose und Innere Medizin unter anderem eine Entbindungsstation. Ab August 1943 kamen hier etwa 340 Kinder vor allem sowjetischer und polnischer Frauen zur Welt.<sup>6</sup> Über zwanzig Neugeborene starben noch in Mahlow, weitere in Berlin, wohin die Mütter kurze Zeit nach der Entbindung zur Wiederaufnahme der Arbeit geschickt wurden. In der chirurgischen



Abteilung des »Ausländerkrankenhauses« wurden auch Abtreibungen vorgenommen, darunter nach Aussage von Zeitzeuginnen Zwangs- und Spätabbrüche bis zum achten Schwangerschaftsmonat. Zudem sind Zwangssterilisationen von Frauen aus dem Volk der Sinti und Roma bezeugt.

»Ausländerkrankenhaus Mahlow«, Foto 1942/43. Bauweltkatalog 1943, Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin

Der Betrieb des »Ausländerkrankenhauses Mahlow« basierte zu einem erheblichen Teil selbst auf Zwangsarbeit. Von der rund 150 Personen zählenden Stammebelegschaft waren knapp ein Drittel Deutsche. Sie arbeiteten hauptsächlich im Verwaltungsdienst oder in leitenden Positionen des ärztlichen- und Pflegedienstes. Zumeist kamen sie aus anderen kommunalen Krankenhäusern Berlins oder aus Bezirksämtern nach Mahlow, manchmal auf dem Wege der Zwangsversetzung. Die leitenden Beamten übten im Krankenhaus auch polizeiliche Funktionen aus und erhielten dazu wie die Wach- und Aufsichtskräfte Schusswaffen. Mehrfach bezeugt sind gewalttätige Übergriffe von deutschem Personal gegen Kranke. Im Rahmen einer internen Auseinandersetzung etwa bezichtigte ein deutscher Aufseher den Personalchef des Krankenhauses, dass er »schwerkranke Russen aus dem Bett aufstehen ließ und einen ins Gesicht geschlagen hat, dass er zwischen die Betten taumelte«. <sup>7</sup> Auch in dem inzwischen viel zitierten Bericht zur »Lage der Ostarbeiter« von Gotthold Starke, Referatsleiter des Auswärtigen Amtes, kamen die Zustände im »Ausländerkrankenhaus Mahlow« zur Sprache. Starke brachte sie auf folgende Formel: »Vollkommen unzureichende Ernährung und schlechte Behandlung sowie Verprügelung der Ostkranken«. <sup>8</sup>



Die im »Ausländerkrankenhaus« tätigen Ärzte Tengis Kartosia und Uraz Karimow; sie waren als sowjetische Truppenärzte in deutsche Kriegsgefangenschaft gelangt. Landesarchiv Berlin

Während die deutsche Belegschaft des Krankenhauses zumeist in Berlin wohnen blieb, waren die ausländischen Arbeitskräfte zumindest teilweise in Baracken auf dem Lagergelände kaserniert. Zum sowjetischen Personal gehörten etwa zehn Ärztinnen und Ärzte sowie neunzig Pflegerinnen. Letztere sind meist noch als Jugendliche nach Mahlow deportiert und hier für ihre Tätigkeit angelernt worden. Hunger, harte körperliche Arbeit und Demütigungen bestimmten ihren Alltag, wie wir aus einer Reihe von Erinnerungsberichten wissen. <sup>9</sup> Der Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden war für sie zudem seelisch stark belastend. Manche Pflegerinnen infizierten sich im



Obelisk an der Gräberstätte auf dem Wilmsdorfer Waldfriedhof Güterfelde.  
Foto: A.D.

Dienst an Typhus oder Tuberkulose, in mindestens einem Fall verlief dies tödlich.

Die Zahl der Patienten, die das Lager durchliefen, ist nicht bekannt, ungeklärt ist auch der Verbleib der Patientenakten. Bekannt sind aber Zahl und Namen der Toten, denn bis kurz vor Kriegsende wurden sie im Sterberegister des Standesamtes Mahlow verzeichnet. Bis zu seiner Befreiung am 22. April 1945 starben im »Ausländerkrankenhaus« demnach fast 1500 Menschen, ein Viertel davon Frauen und ein Fünftel Kinder und Jugendliche bis zu 15 Jahren.<sup>10</sup> Annähernd 1200 Verstorbene stammten aus der Sowjetunion, etwa 120 aus Polen. Haupttodesursache mit 800 Opfern war die bei »Ostarbeitern« infolge ihrer schlechten Versorgungslage und hygienischen Situation grassierende Tuberkulose. Gotthold Starke nannte sie »die größte Geißel der Lager ...«, die sich auch unter den Minderjährigen sehr stark ausbreitet«. Die Toten des »Ausländerkrankenhauses« beerdigte

die Stadt Berlin abseits ihres Territoriums, auf dem etwa 15 Kilometer vom »Ausländerkrankenhaus« entfernten, unweit von Potsdam gelegenen Waldfriedhof Güterfelde-Stahnsdorf. Auf Veranlassung der sowjetischen Besatzungsmacht wurde am Bestattungsplatz, der sich heute als grünes Rasenfeld ohne gekennzeichnete Gräber darbietet, ein Obelisk aufgerichtet. Die Namen der Opfer blieben dort bis heute ungenannt.

In Mahlow und in den benachbarten Dörfern herrschte über das »Ausländerkrankenhaus« nach 1945 weitgehend Schweigen. »Es hat keiner auch nur ein Wort darüber verloren«, bekräftigen die Alteingesessenen immer wieder.<sup>11</sup> Nachdem die Rote Armee die Anlage für einige Monate ihrerseits als Behelfskrankenhaus genutzt hatte, siedelte die Gemeinde ab 1946 kleinere und mittlere Gewerbebetriebe dort an. Die Großküche des Krankenhauses wurde nun für die Schulspeisung verwendet, andere Gebäude nahm ein pharmazeutisches Werk in Besitz. Bald arbeiteten weit über hundert Menschen



auf dem Gelände. In den 1960-Jahren verschwanden die meisten Betriebe wieder. Die Baulichkeiten wurden später bis auf wenige Reste abgerissen. Bei den Bürgern von Blankenfelde-Mahlow blieb das leergeräumte Areal aber bis heute als »Industriegelände« bekannt. Während dieser jüngere Teil seiner Vergangenheit einen festen Platz im lokalen Gedächtnis behielt, fand das »Ausländerkrankenhaus« nur mühsam Aufnahme in die heimatgeschichtliche Erinnerung. Anfang der 1970er-Jahre rückte es vorübergehend ins Blickfeld lokalhistorischer Forschungen, als sich eine in Gründung begriffene örtliche Schule mit dem kommunistischen Widerstandskämpfer und KZ-Häftling Herbert Tschäpe befasste, der im April 1944 einen Arbeitseinsatz im »Ausländerkrankenhaus« zur Flucht nutzte.<sup>12</sup> Im Rahmen der antifaschistischen Traditionspflege der DDR konnte sich die Schule mit diesen Nachforschungen das Recht erwerben, den Namen Tschäpes anzunehmen. Der Lokalhistoriker Frank Hummeltenberg setzte diese Recherchen fort, intensivierte sie nach 1989, erarbeitete Aufsätze und eine erste Ausstellung, die 2005 in der Gemeindeverwaltung und mehreren Ortsteilen gezeigt wurde.<sup>13</sup> Eine weitere, unter anderem in Blankenfelde, Potsdam und Luckenwalde präsentierte Ausstellung ging 2009 aus einem Jugendprojekt der Evangelischen Kirchengemeinden Mahlow und Glasow hervor.<sup>14</sup> Parallel dazu erschienen Fachbeiträge, welche die Geschichte des »Ausländerkrankenhauses« im Kontext des NS-Gesundheitswesens und der Zwangsarbeit in Berlin darstellen.<sup>15</sup>

Vom »Ausländerkrankenhaus« zeugt heute nur noch ein kleines Massivgebäude im Zufahrtsbereich, ferner ein überbauter Keller, der von einem Hundesportverein genutzt wird, sowie archäologische Reste wie Fundamente und Barackenböden aus Beton, die 2007 als archäologisches Denkmal unter Schutz gestellt wurden.<sup>16</sup>

Im Jahr 2009 beschloss die Gemeindevertretung Blankenfelde-Mahlow, am ehemaligen Standort des »Ausländerkrankenhauses« dauerhaft einen Ort der Information und der Erinnerung einzurichten. Zur Umsetzung des Vorhabens bildete sich eine Ideenwerkstatt aus Bürgerinnen und Bürgern der Gemeinde sowie kommunalen Vertretern. Es bestand der Wunsch, dass die Sichtbarmachung der historischen Dimension

Das Gelände des »Ausländerkrankenhauses Mahlow« heute, in der Mitte der alten Zufahrtsweg, links Ruine des letzten aufgehenden Gebäudes. Foto: Barbara Schulz

Enthüllung der Hauptstele des historischen Rundwegs am 21. April 2013 durch Vertreter der Länder Ukraine und Estland, dem Bürgermeister von Blankenfelde-Mahlow sowie Vertretern Tschechiens und Russlands.  
Foto: Klaus Lehmann



des Ortes mit der Wahrung seiner Funktion für die Naherholung und Naturerfahrung einhergehen müsse, da der Bereich von Spaziergängern und Joggern intensiv genutzt wird. Zudem sollte das Konzept eine Umsetzung in Einzelschritten ermöglichen, um parallel zur Realisierung der ersten Komponenten die Forschung zu bislang nicht hinreichend untersuchten Themen, etwa zur Bau- und Funktionsgeschichte der Anlage sowie zu den Opferschicksalen, fortsetzen zu können. Die neu hinzukommenden Ergebnisse lassen sich dann in die zweite Ausbaustufe des Informations- und Markierungssystems einbringen. Die sukzessive Vorgehensweise ermöglicht es außerdem, während des Umsetzungsprozesses weitere Bürger für den Ort zu interessieren und zur aktiven Beteiligung an dem Projekt zu gewinnen.

Im April 2013 konnte die erste Komponente des Gedenkorts »Ausländerkrankenhaus Mahlow« unter breiter Teilnahme der Einwohnerschaft und unter Mitwirkung diplomatischer Vertreter mehrerer europäischer Staaten eingeweiht werden. Die erste Ausbaustufe verknüpft bestehende Waldwege zu einem historischen Rundweg, der ungefähr entlang der ehemaligen Begrenzung um den ehemaligen Lagerkomplex herumführt. Der Rundweg vermittelt einen Eindruck von der Größe des Geländes, das heute teilweise von Wald bewachsen ist und selbst nicht mehr als Gesamtheit in Erscheinung tritt. Er ist eingebunden in ein bereits vorhandenes und gut frequentiertes Wegenetz. Für die etwa 1,2 km lange Route um das Lagergelände wurden stelenförmige Schautafeln entwickelt, die an neun markanten Punkten des Weges aufgestellt sind. Sie informieren mit Zeugenberichten, Quellenzitaten und Fotos über die Geschichte des »Ausländerkrankenhauses Mahlow«, seine Funktion in der NS-Zwangsarbeit im Raum Berlin und über die Schicksale seiner sozial und »rassisch« stigmatisierten Insassen. Im Verlaufe des Rundwegs fügt sich somit sukzessive eine Facette an die andere. Ein wiederkehrendes Element sind die Zitate aus Erinnerungsberichten, denen der rechte Flügel der abgewinkelten Schautafeln vorbehalten ist. Die linke Seite der Tafeln bietet jeweils einen thematischen Sachtext und ein Foto oder ein faksimiliertes Dokument. Die Tafeln sind so positioniert, dass die Blickrichtung auf das Lagergelände orientiert ist. Von diesen Gestaltungsprinzipien unterscheidet sich lediglich die am ehemaligen





Stele entlang des historischen Rundwegs.  
Gestaltung:  
Barbara Schulz, Büro für Zeitgeschichte und Denkmalpflege.  
Foto: A.D.

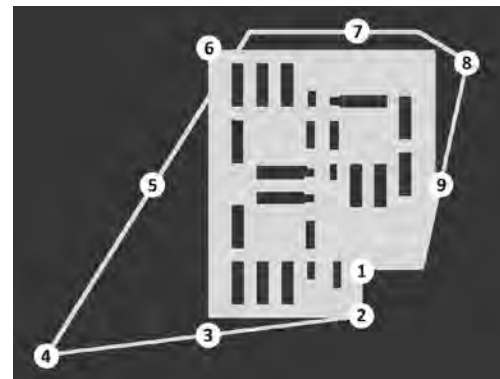
Lagereingang aufgestellte Haupttafel mit Basisinformationen. Sie bildet gleichsam das Scharnier zur geplanten zweiten Komponente des Gedenkort, die auf dem ehemaligen Lagergelände selbst entstehen wird. Dort ist vorgesehen, exemplarisch einige ehemalige Gebäudestandorte zu kennzeichnen und anhand von Schautafeln die Lagertopografie und die Nachkriegsgeschichte des Areals zu thematisieren.

Einen weiteren Schwerpunkt wird hier das Gedächtnis an die rund 1500 Todesopfer bilden, die in geeigneter Form namentlich genannt werden sollen. Bevor die Details des Konzepts festgelegt werden können, sind noch weitere Forschungen zu den im Gelände verborgenen archäologischen Überresten erforderlich. Dasselbe gilt für das einzige erhaltene Gebäude, das nahe dem Eingangsbereich überdauerte. Für dieses vom Verfall bedrohte Zeugnis wird eine Nutzung im Rahmen des Gesamtkonzeptes für das Gelände und damit eine längerfristige bauliche Erhaltung angestrebt.<sup>17</sup>

Den Bedarf an Informationen und gegenseitigem Austausch zur Geschichte des »Ausländerkrankenhauses« zeigen Veranstaltungen wie der im August 2013 durchgeführte Gesprächsabend, aus deren Wortbeiträgen oben mehrfach zitiert wurde. Erschienen hierzu vor allem Angehörige der älteren Generationen, die ihre eigenen Erinnerungen und Erfahrungen einbringen konnten, wird es künftig darum gehen, die Jüngeren durch Bildungsangebote gezielt anzusprechen.

**Dr. Ulrike Kersting**, Archäologin und Museumspädagogin, 2009 Jugendprojekt zum »Ausländerkrankenhaus Mahlow«, Bürgerin von Blankenfelde-Mahlow und Mitinitiatorin des Gedenkort in Mahlow

**Axel Drieschner**, (Kunst)Historiker/Bauforscher, Büro für Zeitgeschichte und Denkmalpflege Berlin, mitverantwortlich für Planung und Umsetzung des Gedenkort in Mahlow



Verlauf des Rundwegs um das Gelände des ehemaligen »Ausländerkrankenhauses«; durch Punkte markiert die neun thematischen Stelen. Plan: Barbara Schulz/Büro für Zeitgeschichte und Denkmalpflege

- 1 Annette Schäfer, Durchgangs- und Krankensammellager im Zweiten Weltkrieg, S. 210ff, in: Andreas Frewer, Günther Siedbürger (Hrsg.), *Medizin und Zwangsarbeit im Nationalsozialismus. Einsatz und Behandlung von »Ausländern« im Gesundheitswesen*, Frankfurt am Main/New York 2004, S. 203–230.
- 2 In Blankenfelde-Nord in Berlin-Pankow – nicht zu verwechseln mit dem benachbart zu Mahlow im Süden Berlins liegendem Blankenfelde – befand sich eine »Rückkehriersammelstelle« für »Ostarbeiter«, die mit Einstellung der Heimattransporte zu einem Sterbelager wurde. Patienten, bei denen eine medizinische Behandlung nicht »lohnenswert« erschien, wurden dort ihrem Schicksal überlassen. Die Funktion dieses Lagers war somit komplementär zum »Ausländerkrankenhaus Mahlow«. Zum Lager Blankenfelde-Nord siehe: Helmut Bräutigam, *Zwangsarbeit in Berlin 1938–1945*, S. 43f, in: Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen, *Zwangsarbeit in Berlin 1938–1945*, Berlin 2003, S. 17–61.
- 3 Erlass vom 16. Oktober 1942, betrifft den Umgang mit »nichteinsatzfähigen Ostarbeitern« (Landesarchiv Berlin, A Rep. 003-03 Nr. 237). Der Heilungsaufwand wird dabei gegen die Aussicht auf eine langfristige Ausbeutung der Arbeitskräfte abgewogen: »Bei der Entscheidung, ob die Wiederherstellung der Einsatzfähigkeit – auch beschränkter Einsatzfähigkeit – lohnt, ist zu berücksichtigen, dass die Ostarbeiter dem Reich ohne zeitliche Beschränkung zur Verfügung stehen.«
- 4 Eine Zeitzeugin erklärt sich so, dass ihre Eltern ihr nie von dem Lager berichtet haben. Für diese habe der Ort »hinter dem Friedhof« aufgehört, »dass weiter im Westen ein Lager war, war für sie unbekannt« (Tonmitschnitt des Zeitzeugengesprächs am 28. 8. 2013 in der »Alten Aula« Blankenfelde-Mahlow).
- 5 Unveröffentlichter Erinnerungsbericht Rainer Pannier, Blankenfelde-Mahlow, April 2013.
- 6 Bremberger, Hummeltenberg, Stürzbecher (siehe Anm. 15), S. 255.
- 7 Landesarchiv Berlin, A Rep. 003-03 Nr. 108, Bl. 86f.
- 8 Gotthold Starke, »Aufzeichnungen über die Lage der Ostarbeiter in Deutschland« vom 16. August 1943. Der Text ist abgedruckt und kommentiert in: Bernhard Bremberger, »Stalins Hand reicht bis in die Ostarbeiterlager«. Gotthold Starke's Aufzeichnungen aus dem Auswärtigen Amt, in: Cord Pagenstecher, Bernhard Bremberger, Gisela Wenzel, *Zwangsarbeit in Berlin. Archivrecherchen, Nachweissuche und Entschädigung*, Berlin 2008, S. 211–231.
- 9 In übersetzter Form veröffentlicht in: Frewer, Bremberger, Siedbürger, S. 273–284 (siehe Anm. 15).
- 10 Anja Prust, »Die Toten von Mahlow«. Zur Auswertung der Sterbebücher der Gemeinde Mahlow und der Grundliste des Friedhofs Güterfelde, unveröffentl. Studienarbeit am Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte der Humboldt Universität Berlin, Februar 2007.
- 11 Zeitzeugengespräch (wie Anm. 4).
- 12 Ruth Zantow, »... das sind doch Verbrecher ...«, S. 336f., in: *Geschichtswerkstatt Berlin-Lichtenrade* (Hrsg.), *Direkt vor der Haustür. Berlin-Lichtenrade im Nationalsozialismus*, Berlin 1990, S. 301–353; VVN-BdA (Hrsg.), *Berliner Arbeiterwiderstand 1942–1945*, Berlin 2009, S. 66 ff.
- 13 Frank Hummeltenberg, Das »Ausländerkrankenhaus Mahlow« (1942–1945), in: *Heimatjahrbuch Teltow-Fläming 2005*, S. 45–53.
- 14 Die Ausstellung lief unter dem Titel »Viele starben, sehr viele. Das Ausländerkrankenhaus Mahlow 1942–1945«. Sie fand im Rahmen des Programms »Zeitensprünge« der Stiftung Demokratische Jugend statt.
- 15 Manfred Stürzbecher, *Krankengeschichten von Ausländern. Ein Bestand im Landesarchiv Berlin*, S. 96f, in: *Zwangsarbeit in Berlin 1938–1945* (siehe Anm. 2), S. 96–103. Die mit Abstand umfassendste Darstellung ist bislang: Bernhard Bremberger, Frank Hummeltenberg, Manfred Stürzbecher, *Das »Ausländerkrankenhaus der Reichshauptstadt« in Mahlow*, in: Andreas Frewer, Bernhard Bremberger, Günther Siedbürger (Hrsg.), *Der Ausländereinsatz im Gesundheitswesen (1939–1945). Historische und ethische Probleme der NS-Medizin*, Stuttgart 2009, S. 219–270.
- 16 Das Areal ist unter Nr. 131.063 in die Landesdenkmalliste Brandenburg aufgenommen.
- 17 Über den Rundweg, die weiteren Überlegungen sowie Veranstaltungen informiert die Homepage [www.gedenkort-mahlow.de](http://www.gedenkort-mahlow.de).

# Digitale Spurensuche und mobiles Lernen im öffentlichen Raum

DIE ZEITZEUGEN-APP ZUR NS-ZWANGSARBEIT IN BERLIN<sup>1</sup>

*Ewa Czerwiakowski · Thomas Irmner · Cord Pagenstecher*

»Ich war 13, als ich in Berlin war, aber ich kann mich an alles erinnern«, schreibt die ehemalige polnische Zwangsarbeiterin Alina Przybyła in ihrem Erinnerungsbericht. »Doch wiedererkennen kann ich heute kaum etwas, so hat sich die Stadt geändert. Nur das Brandenburger Tor habe ich wiedererkannt, an dem ich damals gestanden und an eine Säule gekratzt hatte: »Pferdchen, bringt mich von hier weg, zurück zu meiner Mama!«<sup>2</sup>

Alina Przybyła ist eine der 36 Zeitzeugen, auf deren Erinnerungen die Smartphone-Anwendung »Zwangsarbeit. Die Zeitzeugen-App der Berliner Geschichtswerkstatt« basiert. Die App wurde von einer (aus den Beitragsautoren bestehenden) Projektgruppe der Berliner Geschichtswerkstatt konzipiert und von einem Team der jungen Berliner Firma Mobile Melting<sup>3</sup> technisch umgesetzt. Die von der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« und vom Hauptstadtkulturfonds geförderte Smartphone-Anwendung war der Beitrag der Berliner Geschichtswerkstatt zum Themenjahr »Zerstörte Vielfalt« (2013), in dessen Rahmen zahlreiche Projekte an Berlins nationalsozialistische Vergangenheit erinnerten.<sup>4</sup>

Die App ist kostenlos verfügbar auf deutsch und englisch für iOS-Geräte (iPhone, iPad etc.) und für Android-Geräte (Samsung, HTC etc.).<sup>5</sup>

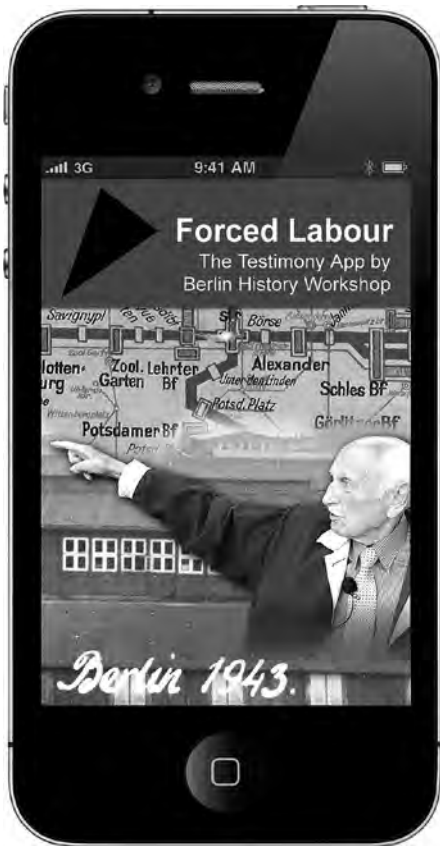
## **Aufbau der App**

Die Applikation der Berliner Geschichtswerkstatt verbindet zwei zentrale methodische Aspekte der Geschichtsvermittlung: die Begegnung mit Zeitzeugen und Spurensuche. Anders als die lediglich aus illustrierten Textkommentaren bestehenden herkömmlichen Stadtführungs-Apps setzt die Zeitzeugen-App zu jedem Ort narrative und kontextualisierende historische Quellen in Beziehung. Auf fünf Touren durch das Stadtgebiet erzählen Zeitzeugen aus Ost- und Westeuropa über ihr erzwungenes Leben in Berlin, berichten über die Arbeit in verschiedenen Wirtschaftszweigen sowie ihre dürftige Unterkunft in Lagern, deren dichtes Netz die ganze Stadt überzog. Am historischen Ort lassen die Zeitzeugen die App-Nutzer an ihren Erlebnissen teilhaben, indem sie von Demütigung und Hoffnung, Verzweiflung und Auflehnung, aber auch von Freundschaft und Liebe erzählen.

Jede der fünf Touren hat ihren Schwerpunkt: Die Tour »Ein Pole in Berlin« führt auf den persönlichen Spuren eines Zeitzeugen durch das Berliner Arbeiterviertel Gesundbrunnen. Die Tour »Opfer und Täter« thematisiert die Auswirkungen der rassistischen NS-Bevölkerungspolitik auf die nach Berlin verschleppten Menschen an Orten nationalsozialistischer Schreibtischtäter rund um die Wilhelmstraße. Die dritte, »In der Fabrik« betitelte Tour konzentriert sich auf die Zwangsarbeit in zwei Werken des Elektrokonzerns AEG im Bezirk Wedding. Neben diesen drei Spaziergängen gibt es eine Fahrradtour durch Kreuzberg und Tempelhof, die unter dem Titel »Zwangsarbeit war überall« die Allgegenwart der Zwangsarbeit dokumentiert. Die fünfte Tour schließlich,

die mit der S-Bahn »Durch die Stadt der Lager« führt, lenkt die Aufmerksamkeit auf die Unterkünfte und Wege der Zwangsarbeiter in der Stadt.

Im Mittelpunkt jeder Tour stehen Selbstzeugnisse ehemaliger Zwangsarbeiter: Kurze Ausschnitte aus Video- und Audiointerviews oder niedergeschriebenen und von einem Sprecher vorgetragenen Berichten, ergänzt um persönliche Bilder, Dokumente und Erinnerungsstücke. Über alle Zeitzeugen informieren zusätzlich Kurzbiografien, die über ihre Berliner Zeit hinausgehen. Zu jeder Station der App wird eine kurze Zusammenfassung der geschichtlichen Hintergründe in Textform angeboten. Und nicht zuletzt: Alle App-Inhalte stehen auch in englischer Sprache zur Verfügung, was den Kreis der potenziellen Nutzer erheblich erweitert. Fassungen in weiteren Sprachen sind vorgesehen.



Startscreen der englischen Variante »Forced Labour. The Testimony-App by Berlin History Workshop«, 2013.

Alle Touren sind sowohl über eine Liste wie auch über eine Berlin-Karte navigierbar. Wählt man eine bestimmte Tour aus, erscheinen auf dem Screen die nötigsten technischen Informationen sowie die Namen der zu begehenden Stationen, weiter unten erfährt man in einem kurzen Text Allgemeines zum Inhalt der Tour. Auf der Startseite einer jeden Station wird zuerst der Standort durch ein entsprechendes Bild und einen Hinweis angegeben. Durch Scrollen nach unten kann man verschiedene Medien (Videos, Audios, Slideshows und einzelne Bilder) aussuchen und einzeln abrufen, alle zusammen verbinden sich zu einer ortsbezogenen Geschichte.

### Spurensuche im Zentrum der NS-Zwangsarbeit

Die ganze Stadt ist ein Museum, und der Berliner Stadtraum eignet sich ganz besonders für eine ortsbezogene Geschichtsvermittlung: Das historische Geschehen scheint hier dicht und Schicht auf Schicht abgelagert zu sein und kann sowohl an geschichtsträchtigen Orten wie am Brandenburger Tor oder in der Wilhelmstraße als auch an vermeintlich unscheinbaren Gebäuden, alten Fabrikhallen oder Bahnhöfen neu entdeckt und abgelesen werden. Die App macht aufmerksam auf die offen sichtbaren und auf die zunächst unsichtbaren Spuren in dieser vielfach überbauten Stadt.

Das nationalsozialistische Berlin war ein Zentrum der Zwangsarbeit: Zwischen 1938 und 1945 mussten eine halbe Million Menschen – Männer, Frauen und Kinder – in Berliner

Fabriken, Dienststellen und Privathaushalten unter Zwang arbeiten, so viele wie in keiner anderen Stadt Europas. Die Berliner Jüdinnen und Juden waren die Ersten, die im Zuge der sich verschärfenden Diskriminierung Zwangsarbeit leisten mussten – für öffentliche Arbeiten bereits vor dem Krieg, nach 1940 in den Berliner Rüstungsbetrieben. Im Laufe des Krieges setzte der nationalsozialistische Machtapparat immer mehr Menschen aus den besetzten Gebieten zur Zwangsarbeit in der damaligen Reichshauptstadt ein, sowohl verschleppte Zivilisten als auch Kriegsgefangene und zuletzt Häftlinge der Konzentrationslager. Aus der deutschen »Volksgemeinschaft« ausgegrenzt, lebten die Entrechteten in über 3000 Lagern, direkt vor der Haustür der Deutschen.

Die Erinnerungen jener unfreiwilligen Berliner stellen ein wichtiges Kapitel der Alltagsgeschichte des Nationalsozialismus dar und vermitteln einen für viele vermutlich eher ungewohnten Blick auf die deutsche Hauptstadt, deren Einwohner und Geschichte.

### Zeitzeugen und Archive

Den inhaltlichen Kern der App bildet die von den Menschen erlebte und in individuellen Narrativen wiedergegebene Geschichte. Im Zentrum standen also von Anfang an die Zeitzeugen, Frauen und Männer aus mehreren Ländern Ost- und Westeuropas. Das Einzige, was ihre im Detail sehr ungleichen Schicksale verbindet, ist ihr Zwangsarbeitseinsatz in der einstigen Reichshauptstadt. Ihre in mehreren Archiven aufbewahrten Erinnerungen stehen in unterschiedlicher Form zur Verfügung. Die meisten der in der App präsentierten Berichte gehören zur Spezialsammlung der Berliner Geschichtswerkstatt, die zwischen 1997 und 2010 als erste Einrichtung in Berlin die Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter, Frauen und Männer, gesammelt und deren Schicksale dokumentiert hat.<sup>6</sup> In der App liegt der Schwerpunkt auf Zeitzeugen aus Osteuropa, unter denen jene aus Polen besonders zahlreich vertreten sind; 16 werden in der App zitiert.

Einem von ihnen, Józef Przedpelski, wird in der App eine eigene Tour gewidmet. Przedpelski wurde 1944 aus Warschau zusammen mit seiner schwangeren Frau nach Berlin verschleppt und bei der Deutschen Reichsbahn eingesetzt; in einem Lager erlebte er die Geburt seines Sohnes mit. Sein schriftlicher Bericht, zahlreiche private Fotografien und Dokumente, zwei Interviews von 2004 sowie die Dokumentation einer Vor-Ort-Begegnung von 2010 fügen sich als reichhaltiges Material zu einem biografischen Rundgang zusammen. Andere Erinnerungsberichte stammen von Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion oder aus Tschechien: Josef Kroupa etwa arbeitete in einem Postamt am Anhalter Bahnhof und kommt vor dem noch erhaltenen Gebäude, heute ein Hotel, zu Wort. Sein Barackenlager lag im Wohnviertel Lichtenrade, im Garten nebenan feierten die deutschen Nachbarn ihre Familienfeste – das zeigt in der App ein zeitgenössischer Schnappschuss.

In diese vielstimmige Erzählung werden zudem Interviews aus dem Online-Archiv »Zwangsarbeit 1939–1945. Erinnerungen und Geschichte« einbezogen.<sup>7</sup> Olga S. aus der ehemaligen Sowjetunion erzählt in einem Video-Interview von 2005, wie sie wegen eines Fluchtversuchs im Polizeigefängnis am Alexanderplatz (heute steht dort das Kaufhaus Alexa) eingesperrt wurde. Janina Halina G. aus Polen äußert sich zu den Entschädigungszahlungen an ehemalige Zwangsarbeiter; ihr Statement aus einem Video-Interview kann man sich direkt vor dem heutigen Sitz der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« anhören.

Auch jüdische Berliner von damals berichten über ihr Schicksal: Vor der Deportation – oder seltener: vor dem Untertauchen – wurden sie zur Zwangsarbeit verpflichtet.



oben: Screenshot von Tour-Details »Opfer und Täter« in »Zwangsarbeit«.

unten: Station 1 der Tour »Opfer und Täter« in »Zwangsarbeit«. Zeitzeugen-App der Berliner Geschichtswerkstatt, 2013.

Ihre vollständigen Interviews sind im Visual History Archive der Shoah Foundation<sup>8</sup> sowie im Online-Archiv »Zeugen der Shoah«<sup>9</sup> einsehbar.

Um die Erfahrung der westeuropäischen Zwangsarbeiter in Berlin zu vermitteln, wurden zusätzliche Quellen recherchiert. Der französische Arzt François Besson betreute in der »Absonderungsstation« des Urban-Krankenhauses in einer Kreuzberger Schule Tuberkulose-Kranke. Am heutigen Schultor wird ein Ausschnitt aus dem 2011 geführten Interview<sup>10</sup> präsentiert.

Bereits publiziert ist die Erinnerung eines anderen Franzosen: Der spätere Journalist, Karikaturist und Schriftsteller François Cavanna war bei einer Treptower Firma eingesetzt, fuhr öfter mit der S-Bahn durch die Stadt und beobachtete ihren Alltag. Die Zeit seiner Zwangsarbeit in Berlin thematisierte er in seinem autobiografischen Roman »Les Russkoffs«, auf Deutsch: »Das Lied der Baba«.<sup>11</sup> Am »Führerbunker« wird das Lied »Tanzen auf dem Obersalzberg«<sup>12</sup> gespielt, gewidmet ist es dem holländischen Zwangsarbeiter Rinus van Galen. Auch italienische Militärinternierte fehlen nicht in der App: Zu Wort kommen Mario Maturi<sup>13</sup> und Cesarino Taccioli<sup>14</sup>, die in Berlin als Zwangsarbeiter eingesetzt wurden und in Lagern in Kreuzberg und auf dem Flughafen Tempelhof untergebracht waren.

Der thematischen Differenzierung der Zeitzugeberichte entspricht die Unterschiedlichkeit der besuchten Orte: Von berühmten Sehenswürdigkeiten wandert der App-Nutzer zu scheinbar unspektakulären Stadtvierteln, wo er vergessene Geschichten erfährt. Die friedliche Gegenwart wird eindrucksvoll mit der dramatischen Vergangenheit konfrontiert: Inmitten des touristischen Trubels am Alexanderplatz erzählt eine Zeitzugebestimme von den letzten Kriegstagen in Berlin, von Chaos, Hunger und Artilleriebeschuss. Die Erinnerungen fördern Verborgenes zutage, wecken die Neugier und verleihen vertrauten Orten eine neue Bedeutung.

Eine Tour endet am Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schöne-weide, der zentralen Gedenkstätte zur NS-Zwangsarbeit in Deutschland. Dieser Vernetzungspunkt zu einem betreuten Erinnerungsort ist bewusst gewählt: Hier kann der App-Nutzer die neue, im Mai 2013 eröffnete Dauerausstellung »Alltag Zwangsarbeit 1938–1945« besuchen.

### **Zeitgemäße Geschichtsvermittlung**

Für die Quellen der Oral History schuf die Digitalisierung eine breite Palette von Auswertungs-, Dokumentations- und Anwendungsmöglichkeiten auf Websites, in sozialen Netzwerken, DVDs und Online-Archiven. Die Smartphone-Applikation stellt die Digitalisate in eine neue Beziehung zum öffentlichen Raum: Im kleinen Format ermöglicht sie einen medial unterstützten Umgang mit historischen Spuren in der Stadt und zugleich eine anschauliche Verortung von Zeitzugebestimmungen. Gerade auch für Schüler eignet sich die Zeitzugebest-App für eigenständige Erkundungen, nicht zuletzt auf Klassenfahrten und Kursreisen nach Berlin.

Die Möglichkeit von Updates mit Korrekturen, Aktualisierungen oder auch Erweiterungen um zusätzliche Touren macht Apps zu einem dauerhaft bearbeitbaren Bildungsmedium. Recherchen, Medienproduktion und Programmierung sind allerdings noch teuer. Bei der Konzeption müssen Probleme wie verschiedene Softwareplattformen und Bildschirmgrößen, unterschiedlich gute Netzabdeckungen, Download-Geschwindigkeiten und Roamingkosten der Nutzer berücksichtigt werden. Angesichts der auf einige

Minuten begrenzten Aufmerksamkeitsspanne macht nur eine strikte Auswahl die zu vermittelnden Inhalte überhaupt rezipierbar.

Als unerwartetes Problem gestaltete sich bei der Publikation die Aufnahme-prozedur der Zeitzeugen-App in den von der Firma Apple kontrollierten App Store, die in diesem Fall fast drei Monate dauerte. Der Auskunft eines Developers zufolge war Apple besorgt, dass einige historische Bilder mit Hakenkreuzfahnen gegen deutsches Recht verstoßen könnten. Erst nach langwierigen Verhandlungen und dem Austausch einiger Bilder konnte die App im August 2013 online gehen. Seit März 2014 ist die Android-Version im Google Play Store verfügbar.

Nicht zuletzt hat das neue Medium mit einigen Vorbehalten zu kämpfen, insbesondere seitens der über 40-Jährigen, die sich nicht zu den Digital Natives rechnen. Für die jüngeren Nutzer bietet die Zeitzeugen-App dagegen einen zeitgemäßen Zugang zur Geschichte der Zwangsarbeit, zu den Erinnerungen der Zeitzeugen und zur fremden – oder auch eigenen – Stadt.

**Thomas Irmer**, Historiker, Ausstellungskurator (zuletzt: »Alltag Zwangsarbeit 1938–1945«)

**Ewa Czerwiakowski**, MA, freiberufliche Publizistin und Übersetzerin. Seit vielen Jahren befasst sie sich mit den Berichten von Zeitzeugen, vor allem zur Zwangsarbeit.

**Dr. Cord Pagenstecher**, Historiker, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Freien Universität Berlin (Online-Archiv »Zwangsarbeit 1939–1945«) und der Berliner Geschichtswerkstatt.

Die drei AutorInnen haben die Zeitzeugen-App der Berliner Geschichtswerkstatt konzipiert und erarbeitet.



- 1 Dieser Artikel erschien leicht verändert zuerst in dem 2013 veröffentlichten Sammelband: Nicolas Apostolopoulos , Cord Pagenstecher (Hrsg.), *Erinnern an Zwangsarbeit. Zeitzeugen-Interviews in der digitalen Welt*, Berlin: Metropol 2013, S. 223–230.
- 2 Erinnerungsbericht von Alina Przybyła, Sammlung Berliner Geschichtswerkstatt im Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneeweide, Sig. BGW.
- 3 [mobile-melting.de/category/app-programmierung](http://mobile-melting.de/category/app-programmierung).
- 4 [www.berlin.de/2013](http://www.berlin.de/2013).
- 5 [www.berliner-geschichtswerkstatt.de/app.html](http://www.berliner-geschichtswerkstatt.de/app.html).
- 6 2012 wurde diese Sammlung dem Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneeweide als Depositum übergeben.
- 7 [www.zwangsarbeit-archiv.de](http://www.zwangsarbeit-archiv.de).
- 8 [sfi.usc.edu](http://sfi.usc.edu).
- 9 [www.zeugendershoah.de](http://www.zeugendershoah.de).
- 10 Interview mit François Besson, 2011, Privatarchiv Weiß.
- 11 François Cavanna, *Das Lied der Baba*, Berlin 1988.
- 12 Johann Meijer, *Von der Maas bis an die Memel. Lieder für Überlebende*, 2003.
- 13 Erinnerungsbericht von Mario Maturi, 2004, Slg. BGW.
- 14 Erinnerungsbericht von Cesarino Taccioli, in: *Tagesspiegel*, 19. 10. 1999.

# »Warum schweigt die Welt?!«

HÄFTLINGE IM BERLINER KONZENTRATIONSLAGER  
COLUMBIA-HAUS – BEISPIELE JÜDISCHER BIOGRAFIEN  
IN DER AUSSTELLUNG DER GEDENKSTÄTTE  
DEUTSCHER WIDERSTAND

*Karoline Georg*

Seit der Schließung des Flughafens Tempelhof im Herbst 2008 wird in der Berliner Öffentlichkeit rege um die Zukunft des Tempelhofer Feldes debattiert. Neben Vorschlägen zur Nutzung des Geländes als Baugrund oder Naherholungsgebiet wird auch ein angemessenes Gedenken an die dort während des Nationalsozialismus verübten Verbrechen gefordert. Denn hier, am nördlichen Rand des Tempelhofer Feldes, befand sich zwischen Sommer 1933 und November 1936 das Gestapo-Gefängnis und Konzentrationslager Columbia-Haus.

Fast genau 80 Jahre, nachdem die ersten Häftlinge in das Columbia-Haus gebracht wurden, erinnerte die Gedenkstätte Deutscher Widerstand mit der Ausstellung »Warum schweigt die Welt?!« Häftlinge im Berliner Konzentrationslager Columbia-Haus 1933 bis 1936« im Rahmen des Themenjahrs »Zerstörte Vielfalt« 2013 an die mehr als 8000 Männer, die die Haft dort durchlitten haben.<sup>1</sup>

Das Columbia-Haus wurde in einer ehemaligen Militärarrestanstalt eingerichtet, die aus einem Arrestgebäude mit 156 Zellen und einigen Nebengebäuden bestand. Aus Berichten ehemaliger Gefangener wissen wir, dass die oft mit drei bis fünf Häftlingen überbelegten Einzelzellen nur spärlich ausgestattet waren: eine Pritsche mit Strohsack, ein Essnapf und ein Becher. Die Verpflegung war schlecht und unzureichend und in den Zellen waren keine sanitären Einrichtungen vorhanden.<sup>2</sup> Das Columbia-Haus war ein Ort völliger Rechtlosigkeit in der Verantwortung der Geheimen Staatspolizei. Die Gefangenen wurden von den SS-Wachmannschaften erniedrigt, misshandelt, gefoltert und eine unbekannte Zahl ermordet. Von den Misshandlungen und Demütigungen waren in besonderem Maße Gefangene betroffen, die im rassistischen Weltbild der Nationalsozialisten als Juden galten. Es ist bekannt, dass im Columbia-Haus namhafte jüdische Persönlichkeiten inhaftiert waren – genannt seien hier der Politiker Ernst Heilmann, Rabbiner Leo Baeck, der Arzt Georg Benjamin und Max Naumann, Ehrenvorsitzender des Verbands nationaldeutscher Juden.

Viele der Häftlinge, die von den SS-Wachmannschaften als Juden gedemütigt wurden, verstanden sich in erster Linie als Kommunisten, Sozialisten, Gewerkschafter oder Sozialdemokraten – ihre jüdische Herkunft spielte für sie oft eine untergeordnete oder gar keine Rolle. So schreibt etwa der Sozialist Erich Drucker in seinen Memoiren: »Wenn die SS-Männer die Juden als minderwertig hinstellten und verhöhnten, konnten sich die religiös oder national eingestellten Juden sagen oder wenigstens denken, dass sie stolz darauf wären, Juden zu sein. Wir Dissidenten, Atheisten, Internationale empfanden weder Stolz noch Scham, als Juden oder von Juden in die Welt gesetzt zu sein.«<sup>3</sup>

In der Ausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand werden insgesamt 30 Biografien ehemaliger Häftlinge des Columbia-Hauses dokumentiert, darunter auch einige von jüdischen Häftlingen: Der promovierte Jurist und Schriftsteller Kurt Hiller war überzeugter Pazifist und setzte sich seit den 1920er-Jahren für die Abschaffung





Die Militärarrestanstalt – das spätere Columbia-Haus, 1897. Foto: Landesarchiv Berlin/Titzenthaler; F Rep. 290, II12403

des Paragraphen 175 Reichsstrafgesetzbuch ein, der männliche Homosexualität unter Strafe stellte. Er war im Juli 1933 einer der ersten Häftlinge im Columbia-Haus und der erste Gefangene, von dem wir heute wissen. Unter dem Titel »Schutzhäftling 231« veröffentlichte er 1934/35 in der Wochenzeitschrift »Die Weltbühne« einen ausführlichen Bericht über seine Haftzeit, der bis heute eine der eindrucklichsten Schilderungen der Lebensbedingungen im Columbia-Haus ist.

»Warum schweigt die Welt?!« Diese Frage stellte 1936 der Publizist und Pazifist Berthold Jacob in Erinnerung an seine Haftzeit im Columbia-Haus.<sup>4</sup> Jacob war Anfang März 1935 von der Gestapo aus der Schweiz nach Berlin entführt worden. Nach diplomatischen Protesten wurde er im Herbst 1935 an die Schweizer Behörden übergeben und floh 1941 mit seiner Ehefrau weiter nach Lissabon. Dort erneut von NS-Agenten entführt, wurde er im Geheimen Staatspolizeiamt in der Prinz-Albrecht-Straße 8 festgehalten. Er starb im Februar 1944 an den Folgen der Misshandlungen durch die Gestapo im Jüdischen Krankenhaus in Berlin.

Der Arzt Dr. Hans Goldberg galt im NS als Jude und war in sogenannter »Mischehe« verheiratet. Der Katholik lebte mit seiner Ehefrau in Berlin-Schöneberg und führte seine Praxis im Wedding. Dort überklebte Anfang des Jahres 1935 ein Bewohner des Hauses das Praxisschild mit dem antisemitischen Hetzblatt »Der Stürmer«. Der Arzt erwirkte daraufhin vor Gericht eine einstweilige Verfügung gegen den Nachbarn. Kurze Zeit später wurde Goldberg aus seiner Sprechstunde heraus von der Gestapo verschleppt und für vier Wochen im KZ Columbia inhaftiert. Von der schlechten Verpflegung und Unterbringung sowie den Misshandlungen trug er bleibende gesundheitliche Schäden davon.<sup>5</sup>

Das KZ Columbia war das einzige Lager in Berlin, das von Beginn an unter Aufsicht der SS stand und zum Ausbildungszentrum für viele spätere KZ-Kommandanten wurde.<sup>6</sup> Nach 1945 geriet die Geschichte des Columbia-Hauses ebenso wie die der



Hans Goldberg.  
Quelle: Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten Berlin



Kurt Hiller, 1930.  
Foto: Kurt Hiller Gesellschaft



Blick in die Ausstellung  
 »Warum schweigt die  
 Welt?!« in der Gedenk-  
 stätte Deutscher  
 Widerstand. Foto:  
 Margrit Schmidt

Rüstungsproduktion und der Zwangsarbeitslager während des Zweiten Weltkriegs auf dem Tempelhofer Feld fast in Vergessenheit. An der Stelle des früheren Gefängnisses befinden sich heute eine Freifläche und der Teil eines Hangars des ehemaligen Flughafens Tempelhof. Gegenüber dem ursprünglichen Standort des Gefängnisses erinnert seit 1994 ein Denkmal an die dort verübten Verbrechen.

Die Politologin Karoline Georg kuratierte gemeinsam mit Kurt Schilde und Johannes Tuchel diese Ausstellung. Sie promoviert derzeit an der Forschungsstelle Widerstandsgeschichte der Freien Universität Berlin zu den jüdischen Häftlingen im Berliner Konzentrationslager Columbia-Haus.

Die Ausstellung kann bei der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Stauffenbergstraße 13–14, 10785 Berlin, ausgeliehen werden. Nähere Informationen erhalten Sie hier: [www.gdw-berlin.de/fileadmin/bilder/austlg\\_pdf/Wanderaus\\_Leihbedin\\_KZ\\_Columbia-Haus.pdf](http://www.gdw-berlin.de/fileadmin/bilder/austlg_pdf/Wanderaus_Leihbedin_KZ_Columbia-Haus.pdf)

Die Ausstellung wird vom 27. Mai bis 31. Juli 2014 im Gedenkort SA-Gefängnis Papestraße, Werner-Voß-Damm 54A, 12101 Berlin, gezeigt.

- 1 Siehe auch den Katalog zur Ausstellung: Karoline Georg/Kurt Schilde/Johannes Tuchel: »Warum schweigt die Welt?!« Häftlinge im Berliner Konzentrationslager Columbia-Haus 1933 bis 1936, Berlin 2013.
- 2 Vgl. Irene Mayer-von Götz: Terror im Zentrum der Macht. Die frühen Konzentrationslager in Berlin 1933/34–1936, Berlin 2008, S. 186ff.
- 3 Erich Drucker: Mein letztes Kapitel zur Familien-Chronik meines Grossvaters, Part II, 1969, Leo Baeck Institute Archives, New York, ME 728/2a, S. 31.
- 4 Berthold Jacob (Hrsg.): Warum schweigt die Welt, Paris 1936.
- 5 Entschädigungsakte Dr. Hans Goldberg, Reg.-Nr. 2124, Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten Berlin.
- 6 Vgl.: Kurt Schilde/Johannes Tuchel: Columbia-Haus. Berliner Konzentrationslager 1933–1936, Berlin 1990, S. 62ff.

# Das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte Maly Trostenez – Vergessene Orte der »Endlösung«

ERINNERN UND GEDENKEN AN DIE OPFER DER SHOAH  
IN DEUTSCHLAND UND BELARUS

Anja Reuss · Kristin Schneider

Das »Generalkommissariat Weißruthenien«, wie die besetzte Belarussische Republik in der nationalsozialistischen Terminologie hieß, wurde bereits in der Frühphase der sogenannten Judendeportationen zum Schauplatz des deutschen Massenmordes. Minsk war seit 1920 die Hauptstadt der belarussischen Sowjetrepublik und nach der Besetzung durch die Heeresgruppe Mitte im Juni 1941 das Zentrum der deutschen Militärverwaltung. Unmittelbar danach begann die Wehrmacht zusammen mit SS und Polizei, die jüdische Bevölkerung des Landes in Zwangsbezirken zu konzentrieren. Auch nordwestlich des Zentrums von Minsk wurde ein zwei Quadratkilometer umfassendes Gebiet als Ghetto eingerichtet. Mit über 70 000 Mitgliedern – ungefähr 30 Prozent der gesamten Stadtbevölkerung – war die Jüdische Gemeinde in Minsk eine der größten der Sowjetunion. Nur einigen wenigen Jüdinnen und Juden gelang noch rechtzeitig vor dem Einmarsch der deutschen Truppen die Flucht Richtung Osten. Alle übrigen wurden gewaltsam in den jüdischen Zwangsbezirk gedrängt. Bis heute ist ungewiss, wie viele Frauen, Männer und Kinder genau nach dem 19. Juli 1941 im Minsker Ghetto eingeschlossen wurden. Anzunehmen ist eine Zahl zwischen 45 000 und 60 000 Menschen.<sup>1</sup>

Im November und Dezember 1941 wurden auch etwa 7000 Jüdinnen und Juden in sieben Transporten aus Hamburg, Düsseldorf, Frankfurt, Berlin, Brünn, Bremen und Wien in das Minsker Ghetto verschleppt. Um für diese Menschen im Ghetto Platz zu schaffen, wurden zwischen dem 6. und 11. November 1941 etwa 7000 einheimische Ghetto-Insassen von deutschen Truppen und Hilfwilligen ermordet. Die ehemaligen Unterkünfte der Getöteten bildeten danach das »Sonderghetto I« für die Deportierten aus Hamburg, dem Rheinland und Frankfurt. In einer zweiten Mordaktion am 20. November – zwei Tage nach Ankunft des Berliner Transportes – wurden mindestens 5000 weitere belarussische Ghetto-Insassen erschossen. Ihre ehemaligen Behausungen bildeten dann das »Sonderghetto II« für die verschleppten Menschen aus Berlin, Brünn, Bremen und Wien.<sup>2</sup>

Nachdem auf der Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942 die Durchführung des Massenmordes an den europäischen Juden besprochen worden war, setzten zwischen Mai und Oktober 1942 erneut Deportationen Richtung Minsk ein. Aufgrund gravierender Wohnraum- und Ernährungsprobleme im fast vollständig zerstörten Minsk beschloss das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) in Abstimmung mit den Besatzungsbehörden in Minsk, die Deportierten nicht mehr im Ghetto zu internieren, sondern sie unmittelbar nach der Ankunft zu ermorden. Ort des Massenmordes wurde ein Waldgebiet – die Blagowschtschina in der Nähe des Dörfchens Maly Trostenez – etwa zehn Kilometer südöstlich von Minsk. Eduard Strauch, Kommandeur der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes, ließ dort knapp 16 000 Jüdinnen und Juden aus dem »Altreich« und den besetzten deutschen Gebieten an Gruben erschießen oder in Gaswagen ersticken.<sup>3</sup>

Zuvor, im März 1942, hatte Strauch in Absprache mit Reinhard Heydrich, dem Chef des RSHA, die Vernichtung der noch lebenden Jüdinnen und Juden des »Generalkommissariats Weißruthenien« beschlossen. Hatten sich die deutschen Tötungen im Ghetto von Minsk anfänglich auf die belarussischen Jüdinnen und Juden konzentriert, wurden bei einer groß angelegten Mordaktion Ende Juli 1942 erstmalig auch die Insassen der »Sonderghettos« in die Massaker einbezogen. Zwischen dem 28. und 31. Juli 1942 ermordeten Angehörige von Sicherheitspolizei und Sicherheitsdienst fast alle als »arbeitsunfähig« kategorisierten Ghetto-Insassen: insgesamt fast 10 000 Menschen. Bis zur endgültigen Auflösung des Ghettos fristeten die verbleibenden 9000 Jüdinnen und Juden in Minsk, darunter 2600 Deportierte aus dem »Altreich«, ein trostloses Dasein als Arbeitssklaven für deutsche Betriebe und Behörden.<sup>4</sup> Im Oktober 1943 löste der Kommandeur der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes das Minsker Ghetto vollständig auf. Die verbliebenen Menschen des jüdischen Zwangsbezirks wurden ermordet.



Gedenkbuch »Berlin–Minsk. Unvergessene Lebensgeschichten«. Hrsg. Anja Reuss und Kristin Schneider, Metropol Verlag 2013

### Gedenkbuchprojekt und Bemühungen um eine Gedenkstätte

Vor Kriegsbeginn lebten schätzungsweise 820 000 Jüdinnen und Juden in der belarussischen Sowjetrepublik, 650 000–700 000 wurden in Konzentrationslagern, Massenvernichtungsstätten oder bei Mordaktionen getötet.<sup>5</sup> Allein in den Waldstücken Schaschkowka und Blagowschtschina rund um Maly Trostenez ermordeten die Nationalsozialisten westlichen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zufolge etwa 60 000 Menschen. Trotz dieser hohen Zahl an Opfern begann die Erforschung der Kriegsverbrechen im deutschsprachigen Raum erst in den 1990er-Jahren. Was sich genau in den jüdischen Zwangsbezirken von Minsk, Mogiljow, Baranowitschi oder Pinsk ereignet hatte, war bis dahin ebenso unbekannt wie die zahllosen deutschen Massaker an der übrigen Bevölkerung.

Über das Leben der in das Ghetto von Minsk deportierten Berliner Jüdinnen und Juden war bis zum Erscheinen der Publikation »Berlin–Minsk. Unvergessene Lebensgeschichten« nur wenig bekannt. Von den tausend nach Minsk deportierten Berliner Jüdinnen und Juden überlebten nur drei Männer und eine Frau. Das Gedenkbuch erinnert an jene Jüdinnen und Juden, die am 14. November 1941 in das Ghetto von Minsk verschleppt wurden, sowie an 200 weitere Menschen aus Berlin, die Ende Juni 1942 via Königsberg nach Maly Trostenez gelangten und dort direkt nach der Ankunft ermordet wurden. Das Gedenkbuch enthält neben den Überlebensgeschichten von Manfred Alexander, Margot Aufrecht (verheiratete Greenberg) und Chaim Baram auch zahlreiche Lebensgeschichten von Einzelpersonen und Familien, die die Deportation nicht überlebten. Ziel war es, das vielfältige gesellschaftliche, politische, wirtschaftliche und private Leben und Wirken dieser Berliner Jüdinnen und Juden vor und während der NS-Zeit bis zu ihrer Deportation und, sofern möglich, auch noch danach nachzuzeichnen und die einzelnen Menschen aus der namenlosen Masse der Opfer herauszuheben.

Die Publikation ist das Ergebnis eines studentischen Forschungsprojektes, dessen Ausgangspunkt im Juni 2009 liegt. In diesem Jahr hatten die Senatsverwaltung Berlin und die Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas einen Gedenkstein auf



Derzeitiger Gedenkstein im Waldgebiet Blagowtschtschina. Die Inschrift erinnert an die aus Westeuropa deportierten und ermordeten Jüdinnen und Juden.  
Alle Abbildungen: Kristin Schneider



Gelbe Zettel und Fotos an den Bäumen des Waldstücks Blagowtschtschina erinnern namentlich an ermordeten Jüdinnen und Juden aus Wien.



Gedenkstein Scheune Maly Trostenez: Vor dem Rückzug der Wehrmacht wurden die verbliebenen jüdischen Häftlinge des »Wehrdorf Kolchosa Trostenez« ermordet. Ihre Leichen wurden in einer Scheune aufeinandergelagt und anschließend verbrannt.

dem Gelände des ehemaligen jüdischen Friedhofs in Minsk enthüllt. Er erinnert, ohne sie namentlich zu nennen, an die 1200 nach Minsk verschleppten Berliner Jüdinnen und Juden und steht neben den Gedenksteinen für die aus Bremen, Düsseldorf, Hamburg, Frankfurt am Main, Köln/Bonn/Sieburg und Wien Deportierten.

Im Herbst 2009 gründete sich daraufhin am Lehrstuhl für Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert mit Schwerpunkt im Nationalsozialismus der Humboldt-Universität zu Berlin ein interdisziplinäres studentisches Forschungsprojekt, das Professor Michael Wildt betreute und unterstützte. Das Projekt setzte sich zum Ziel, mehr über die Lebensgeschichten dieser jüdischen Opfer der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik zu erfahren und sowohl Minsk als auch Maly Trostenez – bisher wenig beachtete Tatorte des deutschen Massenmordes – in den Blick des wissenschaftlichen Interesses zu rücken.

Das Projekt arbeitete unter anderem eng mit der Geschichtswerkstatt in Minsk und dem Internationalen Bildungs- und Begegnungswerk (IBB) Dortmund zusammen. Beide Initiativen unterstützen die langjährigen Bemühungen, eine gemeinsame Gedenkstätte

Trostenez zu errichten, um das Ghetto von Minsk und den Vernichtungsort Maly Trostenez in eine europäische Erinnerungskultur einzubetten. Siebzig Jahre nach der Befreiung von Belarus von der nationalsozialistischen Herrschaft gibt es dort keinen würdigen Ort des Gedenkens und des Erinnerns.

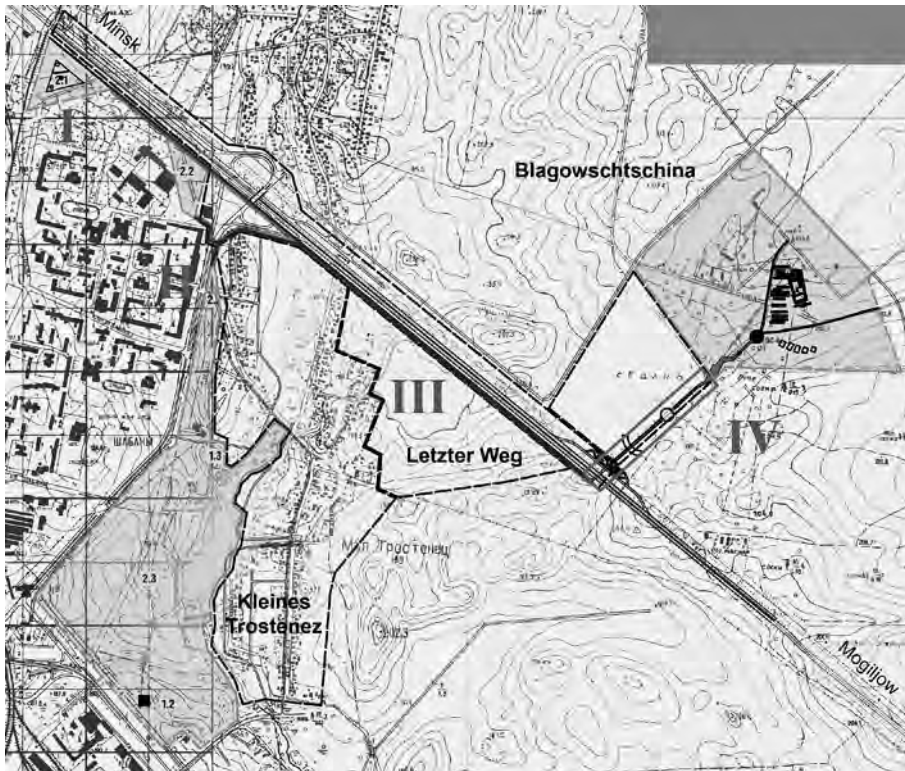
Nach mehrjährigen zögerlichen Vorarbeiten hat die Stadt Minsk im vergangenen Jahr erstmals ein Gedenkstättenkonzept präsentiert und weite Teile des Gebiets um Maly Trostenez als Gedenkstättenengelände ausgewiesen. Für das Waldareal von Blagowschtschina hat der kürzlich verstorbene belarussische Architekt Leonid Lewin einen Entwurf gestaltet, der den Titel »Weg des Todes« trägt. Lewin, der seit 1991 Vorsitzender des Verbandes der Jüdischen Gemeinden in Belarus war, hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Erinnerung an die Opfer der Shoah in der belarussischen Gesellschaft wachzuhalten. Im Gegensatz zu den traditionellen sowjetischen und post-sowjetischen Gedenkstätten zeichnen sich seine Konzeptionen durch eine Symbolik aus, die das individuelle Schicksal der Ermordeten und ihre vermutlich letzten Gefühle zum Ausdruck bringen soll.



Die 1969 eröffnete Gedenkstätte Chaty erinnert an die über 600 belarussischen Dörfer und ihre Einwohner, die im Zuge der NS-Politik »der verbrannten Erde« ermordet wurden. Für die Konzeption der Gedenkstätte Chaty erhielt Leonid Lewin 1970 den Leninpreis.

Beispiele hierfür sind die bereits von ihm gestalteten Gedenkstätten in Chatyn und Gorodeja.

Der Entwurf »Weg des Todes«, welcher nun von Lewins Tochter Galina Lewina fortgeführt wird, stößt bei zahlreichen zivilgesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren in Belarus sowie in Deutschland auf viel Zuspruch, dieses Konzept in ihrer Planung zu berücksichtigen und später den Unterhalt dieses Gedenkstättenanteils zu übernehmen, sofern es für die Errichtung eine finanzielle Unterstützung von westeuropäischer Seite gibt. Daraufhin initiierte das IBB gemeinsam mit der Bethe-Stiftung im Spätsommer 2013 einen groß angelegten Spendenaufruf. Bis zum 27. Januar 2014 kamen etwa 150 000 Euro zusammen, die durch die Bethe-Stiftung auf 300 000 Euro verdoppelt wurden. Insgesamt wurden mit Unterstützung der Städte und Gemeinden, aus denen Jüdinnen und Juden in das Gebiet Minsk deportiert wurden, der katholischen und evan-



Der Lageplan der zukünftigen Gedenkstätte Trostenez. Die Scheune des ehemaligen »Wehrdorf Kolchose Trostenez« (I), das Gebiet Schaschkowa (II), in dem vorwiegend belarussische Jüdinnen und Juden in mobilen Gaswagen ermordet wurden, und das Waldstück Blagowschtschina (IV), in dem 1942 vor allem deportierte Jüdinnen und Juden aus anderen europäischen Städten erschossen und in Massengräbern verscharrt wurden.



Ehemaliger jüdischer Friedhof des Ghettos in Minsk: Gedenkstelnen für die deportierten Jüdinnen und Juden aus Hamburg, Düsseldorf, Frankfurt, Bremen, Berlin, Brunn und Wien.

Stilisierte Häuserruinen  
der Gedenkstätte  
Gorodeja erinnern an  
die ermordeten  
jüdischen Einwohner  
des Dorfes.



gelischen Kirche, des Volksbundes deutscher Kriegsgräberfürsorge und anderer privater Unterstützerinnen und Unterstützer 500 000 Euro gesammelt. Beim Auswärtigen Amt ist eine Unterstützung in Höhe von weiteren 500 000 Euro angefragt.

Um eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen und das geplante Gedenkstättenprojekt weiter voranzubringen, lud das IBB »Johannes Rau« Minsk zu einer internationalen Konferenz vom 27. bis 30. März 2014 unter dem Titel »Auf dem Weg zu einer Gedenkstätte Trostenez« ein. Neben Vertreterinnen und Vertretern der Stadt Minsk, der jüdischen Gemeinde sowie der Kirchen nahmen auch zahlreiche Delegierte aus Deutschland, Österreich, Israel, Polen und der Tschechischen Republik an der Konferenz teil. Während des dreitägigen Austausches stellten die Referentinnen und Referenten ihre Forschungsergebnisse vor und machten deutlich, wie breit das internationale Interesse an einem gemeinsamen Erinnerungsort Trostenez ist. Gleichzeitig zeigte sich die Notwendigkeit einer weiterführenden wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Vernichtungsort Trostenez.

Zwar ist die Mehrzahl der Namen der aus Westeuropa deportierten Jüdinnen und Juden bekannt, aber die Identität zahlloser belarussischer und polnischer Opfer ist bisher ungeklärt. Trostenez ist einer der letzten großen Vernichtungsorte des NS-Regimes, an dem es bislang keine angemessene Gedenkstätte gibt. Dank der jahrelangen Bemühungen verschiedener Organisationen und zivilgesellschaftlicher Akteure wird nun mit Beteiligung von Gästen aus anderen Ländern im Juni 2014 der Grundstein für eine Shoah-Gedenkstätte in Trostenez gelegt. Im Rahmen dieser Veranstaltung sollen auch die Namen von über 22 000 jüdischen Opfern, die in der Blagowschtschina ermordet wurden, an einen Vertreter der Stadt Minsk übergeben werden. »Der Mensch lebt, solange sein Name bekannt ist«, sagte der israelische Botschafter Yosef Shagal in seiner Rede auf der internationalen Konferenz in Minsk.

Damit die Gedenkstätte Trostenez tatsächlich ein Ort europäischer Erinnerung wird, sollen weitere Projekte angestoßen werden: Analog zu der Publikation »Berlin-Minsk. Unvergessene Lebensgeschichten« sollen Gedenkbücher für deportierte jüdische Bürge-



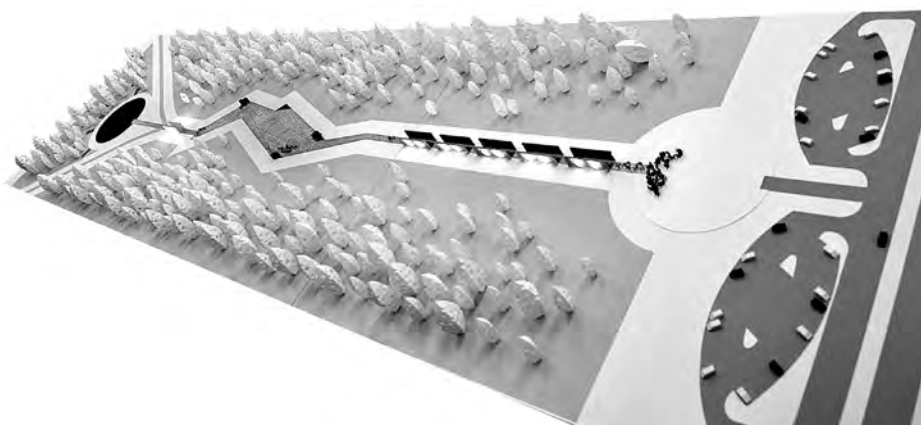
rinnen und Bürger aus den anderen Städten entstehen. Zudem sollen junge Menschen aus Belarus und anderen Ländern die Möglichkeit erhalten, im Rahmen von Studienreisen Trostenez und andere belarussische Gedenkstätten zu besuchen, um etwas über die nationalsozialistische Besatzungs- und Vernichtungspolitik erfahren zu können. Um eine solche Vermittlungsarbeit pädagogisch zu begleiten, hat die Geschichtswerkstatt Minsk eine Vielzahl von Materialien gesammelt und in russischer wie auch deutscher Sprache in einem Online-Archiv veröffentlicht.

Neben Informationen zum Ghetto Minsk und zum Vernichtungsort Trostenez finden sich auch Biografien der Opfer und Zeitzeugen-Interviews von Überlebenden aus dem Ghetto, darunter 26 Biografien Berliner Jüdinnen und Juden. Darüber hinaus soll eine Ausstellung konzipiert werden, die als Wanderausstellung durch die europäischen Städte ein breites Publikum erreichen soll und den Ort Minsk als Tatort nationalsozialistischer Vernichtungspolitik mehr ins Bewusstsein der Öffentlichkeit rückt. Gerade diese begleitende Erinnerungsarbeit ist notwendig, um Trostenez im kollektiven europäischen Gedächtnis zu verankern und die Erinnerung an die deutschen Verbrechen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

**Anja Reuss** studierte Neuere und Neueste Geschichte und Erziehungswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Magisterarbeit schrieb sie zum Thema Lebensrealitäten von Sinti und Roma in Deutschland 1945–1950.

**Kristin Schneider** studierte Sozialkunde und Geografie in Berlin und Istanbul. Derzeit schreibt sie ihre Masterarbeit zum biografischen Ansatz in der Politikdidaktik am Beispiel des Erinnerungsprojekts »Berlin–Minsk. Unvergessene Lebensgeschichten«.

- 1 Vgl. Petra Rentrop: Das Minsker Ghetto (1941–1943), in: Anja Reuss/Kristin Schneider (Hrsg.), Berlin–Minsk. Unvergessene Lebensgeschichten. Berlin 2013, S. 68–77, hier S. 70.
- 2 Vgl. ebenda, S. 73.
- 3 Neun Transporte kamen aus Wien, fünf aus Theresienstadt, je zwei aus Königsberg und Köln. Vgl. Rentrop: Das Minsker Ghetto (1941–1943), S. 73.
- 4 Vgl. ebenda, S. 76f.
- 5 Vgl. Petra Rentrop: Das Zeitalter der Katastrophe – Weißrussland im 20. Jahrhundert, in: Zeitschrift OST–WEST. Europäische Perspektiven, 5. Jg. (2004), H. 2, S. 116–122.



Entwurf »Weg des Todes« des Architekturbüros Galina Lewina: Das Konzept sieht einen weißen Platz vor, an dem die Menschen ankamen und noch Hoffnung hatten, und einen roten Weg, der auf dem schwarzen Platz endet, der die Vernichtung symbolisiert.

# Der Bückeberg bei Hameln

EIN LANGER WEG ZUM KULTURDENKMAL UND INFORMATIONSD-  
UND LERNORT

Juliane Hummel/Rolf Keller

Der ehemalige Festplatz der Reichserntedankfeste auf dem Bückeberg. In der Mitte des Feldes ist der ehemalige »Führerweg« zu erkennen.

Die 800 Meter lange, fünf Meter breite und leicht erhöht gebaute Trasse verband die »Rednertribüne« am Fuß des Berges mit der für 3000 Personen errichteten »Diplomantentribüne« auf der Höhe des Hanges.

Dieser Mittelweg diente Hitlers »Gang durchs Volk«, der zum festen Programmbestand der Feste gehörte.

Foto: Axel Hindemith, Wikipedia, 2010



Auf dem Bückeberg bei Hameln fand von 1933 bis 1937 das »Reichserntedankfest« statt, eines der größten Massenspektakel des NS-Regimes in der Vorkriegszeit und fester Bestandteil des nationalsozialistischen Festkalenders. Zu diesem Großereignis strömten zuletzt nach NS-offiziellen Angaben über eine Million Besucher. Der Bückeberg war neben dem Reichsparteitagsgelände in Nürnberg und dem Tempelhofer Feld in Berlin einer der zentralen Orte der nationalsozialistischen Inszenierungspolitik im Zeichen der »Volksgemeinschafts«-Propaganda und des Führerkults in den Anfangsjahren des Regimes. Die Organisation der eintägigen Veranstaltung war mit enormen Kosten verbunden und erforderte höchsten logistischen und technischen Aufwand. Zur Herichtung und Erweiterung des Geländes und Schaffung der notwendigen Infrastruktur wurden unter planerischer Leitung des Reichspropagandaministeriums bis zur Absage der Veranstaltung 1938 massive Bautätigkeiten durchgeführt.

Der Ort der Austragung, eine eher unspektakuläre, rund 160 Meter hohe Erhebung am Ufer der Weser fünf Kilometer südlich von Hameln, geriet nach dem Krieg in Vergessenheit. Heutige Besucher können auf den ersten Blick imaginieren, was sich hier seinerzeit abspielte. Zwar ist der Festplatz weitgehend erhalten, jedoch ist obertägig zunächst nur Weniges von der enormen Bautätigkeit zu erkennen. Wenn man genauer hinschaut, entdeckt man noch im Original bepfasterte Straßen und Treppen, Fundamente einer Tribüne und als auffallende Landschaftsmarke in der Mitte des Berghanges den rund 800 Meter langen »Führerweg«. In der Umgebung des Festplatzes befanden sich auch mehrere Lager des Reichsarbeitsdienstes, deren Baracken teilweise erhalten sind. Auch technische Anlagen sind noch vorhanden, wie zum Beispiel Wasserspeicher oder der »Führerbahnhof«.

## Potenziale für Bildungsarbeit

Im bundesweiten Ensemble der NS-Erinnerungsorte, die zugleich Stätten historisch-politischer Bildung sind, bietet der Bückeberg besondere Ansatzpunkte, weil es sich hier *nicht* um einen Ort nationalsozialistischer Verbrechen und des Leidens der Opfer handelt, also um keine Gedenkstätte im engeren Sinn. Unter Experten ist die Relevanz des Ortes und seiner Geschichte für die historisch-politische Bildungsarbeit unumstritten. Zum einen ist hier die auch medial extensiv verbreitete Selbstdarstellung des

Regimes im Zeichen des Volksgemeinschaftsdiskurses und der Bauernpolitik offenbar, gleichzeitig verweisen die Feste auf die anderen Seiten der NS-Politik: auf Ausgrenzung, Terror und Vernichtung, auf militärische Aggression und Eroberungspolitik. Wie kaum anderswo bieten daher die Ereignisse der Reichserntedankfeste die Möglichkeit, die Entwicklung und Funktionsweise der NS-Herrschaft in den Vorkriegsjahren ab 1933 aufzuzeigen. Beispielhaft können Inklusions- und Exklusionsmechanismen sowie Strategien und Gefahren der subtilen Einflussnahme beleuchtet werden. So lässt sich ein breites Spektrum historischer Information mit aktuellen sozialpsychologischen Themen koppeln. Nicht zuletzt kann anhand der Feste auf dem Bückeberg auch einer verklärenden Erinnerungskultur (»Es war doch nicht alles schlecht«) Vorschub geleistet werden.

## **Forschungen**

Dem Hamelner Historiker Bernhard Gelderblom ist es zu verdanken, dass der Bückeberg in den 1990er-Jahren wieder in den Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit rückte. Er hat die Geschichte der »Reichserntedankfeste« – insbesondere deren Organisation und Ablauf sowie die Baugeschichte des Platzes – wissenschaftlich erforscht und eine umfangreiche, ein breites Spektrum abdeckende Objekt- und Dokumentensammlung zum Thema zusammengetragen. Aus seinen Untersuchungen entstanden mehrere Publikationen, unter anderem die erstmals 1998 erschienene und als Standardwerk zu bezeichnende Broschüre »Die Reichserntedankfeste auf dem Bückeberg 1933–1937«. <sup>1</sup> 1998 konzipierte er die Ausstellung »Die Reichserntedankfeste auf dem Bückeberg bei Hameln 1933–1937 – Ein Volk dankt seinem (Ver)führer«. Diese wurde in einigen Städten und Gemeinden in der Region sowie in den Dokumentationszentren Reichsparteitagsgelände Nürnberg und Obersalzberg mit großem Erfolg präsentiert.

Die Forschungen von Gelderblom werden durch einige Detailstudien ergänzt. <sup>2</sup> Insgesamt betrachtet ist eine umfassende Untersuchung der reichsweiten Wirkung der Erntedankfeste jedoch ein bemerkenswertes Forschungsdesiderat.

## **Ausweisung des Ortes als Kulturdenkmal**

Auf Initiative von Bernhard Gelderblom wurde im Jahr 2002 die Unterschutzstellung des Geländes beantragt. Obwohl die überregionale Bedeutung des historischen Ereignisses und der Anschauungswert des weitgehend erhaltenen Festplatzes sowie der umgebenden Infrastruktur unter Fachleuten unumstritten war, ging dem Eintrag in die Denkmalliste eine Diskussion voraus, die fast eine Dekade dauerte. Das niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege empfahl dem niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur, das Festgelände unter Denkmalschutz zu stellen, während die Gemeinde Emmerthal, auf deren Gemarkung der Bückeberg liegt, das Gelände als Bauerwartungsland ausweisen wollte. In der regionalen Öffentlichkeit und Presse entwickelten sich zeitweise heftige Diskussionen um den Denkmalschutz, Gegner führten an, dass hier eine »Kultstätte« für politisch rechte Gruppierungen entstehen könnte. Auf Wunsch des damaligen niedersächsischen Wissenschaftsministers fand 2009 ein Expertensymposium statt, auf dem Wissenschaftler aus den Fachbereichen Geschichte, Denkmalpflege und Landschaftsarchitektur über die Einordnung des Ortes und der Reichserntedankfeste in den Kontext der NS-Geschichte sowie über die Möglichkeiten der Dokumentation des historischen Geschehens und der Sicherung und Erschließung des Geländes diskutierten. Es bestand Einigkeit über die herausragende historische

Bedeutung der Feste sowie den Stellenwert des Schauplatzes als Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung.<sup>3</sup> Hieraus resultierte die Empfehlung, das Gelände nunmehr unter Schutz zu stellen und im überlieferten Zustand zu erhalten sowie die Geschichte der Reichserntedankfeste überregional und umfassend aufzuarbeiten und in einer historischen Dokumentation öffentlich zu präsentieren. Allerdings sollte dies nicht in einem Dokumentationszentrum am Gelände selbst geschehen, sondern an einem anderen geeigneten Ort in der Region oder auch in Form ortsunabhängiger Medien. Schließlich wurde der Festplatz 2011 in die Liste der Kulturdenkmale aufgenommen.

### **Ausbau des Ortes zu einem Dokumentations- und Lernort**

Die Bemühungen um einen Dokumentations- und Lernort setzten parallel zum Antrag auf Denkmalschutzstellung ein. Bernhard Gelderblom sorgte mit größtem Engagement durch Führungen, Lesungen, Schülerprogramme und intensive Pressearbeit für einen größeren Bekanntheitsgrad des Ortes und seiner Geschichte.

Die niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung bzw. ihre Nachfolgeorganisation, die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, veranstalteten Tagungen und Workshops. In der zwischen 2002 und 2006 veranstalteten Tagungsreihe »Kult – Mythos – Terror« erörterten Fachleute unterschiedlicher Disziplinen wiederholt und intensiv den Umgang mit nationalsozialistischen Kult- und Thingstätten.<sup>4</sup> Unter anderem wurden auch Vorschläge für das Thema »Reichserntedankfeste« und das Gelände am Bückeberg erarbeitet. So wurden etwa die Einrichtung eines Lehrpfades und die Erstellung begleitender Informationsmaterialien vorgeschlagen sowie die Etablierung einer festen Koordinierungsstelle. Den Bemühungen, ein Trägermodell sowie ausreichende finanzielle Ressourcen für den Ausbau des Ortes zu einem Dokumentations- und Lernort zu finden, war aber bisher kein Erfolg beschieden.

Anlässlich des 80. Jahrestages des ersten Festes am 1. Oktober 2013 fanden wiederum auf Initiative von Gelderblom mehrere Veranstaltungen statt. So zeigte er in Kooperation mit der Handelslehranstalt Hameln erneut die Ausstellung »Die Reichserntedankfeste auf dem Bückeberg bei Hameln 1933–1937 – Ein Volk dankt seinem (Ver)führer«. Das begleitende Schülerprojekt wurde 2014 mit dem zweiten Platz des vom niedersächsischen Kultusministerium ausgelobten Schülerfriedenspreises ausgezeichnet.<sup>5</sup>

Das niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege richtete am »Tag des offenen Denkmals« am 8. September 2013 die niedersachsenweite, zentrale Veranstaltung in Hameln und vor Ort aus, bei der auch die niedersächsische Ministerin für Wissenschaft und Kultur Gabriele Heinen-Kljajic anwesend war. Bei dem Festakt wurde der Film »Der Bückeberg. Dokumentation über ein unbequemes Denkmal« uraufgeführt, der als studentische Arbeit an der Europa Universität Viadrina, Frankfurt (Oder) entstanden ist.<sup>6</sup>

Die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten schließlich organisierte am 20. September einen weiteren Experten-Workshop. Unter dem Titel »Zustand unbeschrieben: Der Bückeberg bei Hameln – Ort der Reichserntedankfeste 1933 bis 1937/38« diskutierten rund 30 Bildungsexperten, Denkmalpfleger, Gedenkstättenmitarbeiter, Historiker, Kulturgeographen, Kulturwissenschaftler, Landschaftsarchitekten, Museologen und Vertreter der Kommunen die Zukunft des Ortes, um damit einen Diskurs über den weiteren Umgang mit dem Kulturdenkmal auf breiter Ebene in Gang zu setzen. In drei Gesprächsrunden wurden die Potenziale des Ortes aus historischer und denkmalpflegerischer, landschaftsgestalterischer und musealer Perspektive sowie aus Sicht



Exkursion auf dem Bückeberg im Vorfeld des Expertenworkshops »Zustand unbeschrieben«, Sept. 2013, am Standort des ehemaligen »Führerwegs«. Links im Bild einer der erhaltenen Stromkästen. Alle Foto: Juliane Hummel, Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, 2013



Workshop »Zustand unbeschrieben«, Sept. 2013: Vorführung des Dokumentarfilms »Der Bückeberg – ein unbequemes Denkmal«. Die Produktion entstand im Rahmen des berufsbegleitenden Master-Studiengangs »Schutz Europäischer Kulturgüter« an der Universität Frankfurt (Oder) und wurde am »Tag des offenen Denkmals« bei der niedersächsischen zentralen Festveranstaltung im September 2013 in Hameln uraufgeführt.

Gesprächsrunde zum Thema »Der Bückeberg als öffentlicher Ort: Potenziale für die historisch-politische Bildungsarbeit und für den Bildungstourismus.« V.l.n.r.: Prof. Dietmar v. Reeken (Universität Oldenburg), Albert Moritz (NS-Ordensburg Vogelsang, Schleiden), Prof. Stefan Küblböck (Hochschule Salzgitter), Prof. Michele Barricelli (Universität Hannover).



der historisch-politischen Bildungsarbeit und des Bildungstourismus diskutiert.<sup>7</sup> Als Ergebnis kristallisierten sich zehn Handlungsempfehlungen zum weiteren Umgang mit dem Ort und seiner Geschichte heraus:

- 1 Der Bückeberg als historischer Ort von exemplarischer, nationaler Bedeutung sollte zu einem zentralen Ort der Aufklärung über den Nationalsozialismus entwickelt werden.
- 2 Die Potenziale des Bückebergs als Ort des historisch-politischen Lernens und der Information zur Geschichte des Nationalsozialismus und seine Gegenwartsrelevanz müssen präzisiert werden. Dabei sind im Umgang mit Ort und Quellen (vor allem Filmen und Fotos) Wege zu finden, die eine Refaszinierung oder Mythenbildung verhindern.
- 3 Die überlieferten historischen Quellen sind zu erschließen und zu sichern, insbesondere die Sammlung Gelderblom (Konservierung, Erfassung, Digitalisierung).
- 4 Das historische Gelände ist mit entsprechenden Mitteln zu vermessen. Die baulichen Reste auf dem Gelände sowie mobile Überreste sind zu erfassen und für ihren Erhalt ggf. erforderliche Maßnahmen zu prüfen.
- 5 Es ist keine Rekonstruktion von historischen baulichen Elementen des Ortes vorgesehen. Vielmehr soll der historische Ort unter Einbeziehung der überlieferten baulichen Reste und der gestalteten Topografie durch behutsame (landschaftsgestalterische, ggf. künstlerische) Maßnahmen lesbar gemacht werden (z.B. Sichtachsen, Konturierung von Funktionsbereichen).
- 6 Der historische Ort muss on-site und off-site als Großexponat erläutert und kontextualisiert werden. Dafür ist unter Berücksichtigung moderner musealer Techniken ein integriertes Konzept unter Berücksichtigung stationärer, mobiler und digitaler Medien zu entwickeln. Bei der Erläuterung ist insbesondere auf die Planungen, Realisierungsphasen und Maßnahmen der Umgestaltung des Ortes einzugehen, um die Historizität des Bückebergs zu veranschaulichen.
- 7 Ein eigenständiges Dokumentationszentrum am Bückeberg ist derzeit nicht vorgesehen. Es müssen jedoch infrastrukturelle Voraussetzungen für die Nutzung als Lern- und Bildungsort und für touristische Zwecke geschaffen werden.
- 8 Es ist eine Institutionalisierung des Bückebergs als Dokumentations- und Informationsort mit entsprechender personeller und sachlicher Ausstattung erforderlich.
- 9 Es wird ein ständiger Arbeitsausschuss zum weiteren Umgang mit dem Bückeberg eingerichtet. Ziel ist es, einen Masterplan zu erarbeiten. Dabei sollen auch die Belange der lokalen Bevölkerung in angemessener Weise in den Prozess eingebracht werden können.
- 10 Um die Entwicklung des Masterplans zu fundieren, sind Evaluationen von Besucherinteressen (u.a. Schulklassen), Exkursionen zu vergleichbaren historischen Orten und (studentische) Workshops zur Entwicklung von Gestaltungsentwürfen sinnvolle nächste Schritte.

#### **Ausblick: Erstellung eines Masterplans 2014**

Die verschiedenen Veranstaltungen im September 2013 fanden in der regionalen Presse großes Echo.<sup>8</sup> Im November 2013 fand im Nachgang zum Workshop ein Gespräch zwischen Vertretern des Landkreises Hameln-Pyrmont, der Samtgemeinde Emmerthal, des niedersächsischen Landesamts für Denkmalpflege und der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten statt. Dabei wurde vereinbart, 2014 einen Masterplan für den Bückeberg zu erarbeiten. Auf Basis der Handlungsempfehlungen sollen verschiedene Schritte und erste Klärungsprozesse hin zu einem Informations- und Lernort durchgeführt werden.

In Kooperation mit dem Institut für Freiraumentwicklung der Leibniz Universität Hannover ist zum Beispiel ein studentischer Ideenworkshop geplant. Das niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege will das Gelände mittels Airborne Laserscan vermessen, um verlässliche Planungsgrundlagen bereitstellen zu können. Weitere Komponente des Masterplans wird die Entwicklung eines Grobkonzepts für ein Narrativ sein. Zu den weiteren Vorhaben in diesem Jahr gehört außerdem die Erschließung und Sicherung der »Sammlung Gelderblom«. Darüber hinaus soll durch Partizipation der Bevölkerung die Akzeptanz des Projekts in der Region verstärkt werden. Eine besondere Herausforderung wird darin liegen, einen künftigen Träger, ein Geschäftsmodell und finanzielle Mittel für den künftigen »Dokumentations- und Lernort Reichserntedankfeste« zu finden.

**Dr. Rolf Keller**, Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Leiter der Abteilung »Gedenkstättenförderung Niedersachsen«

**Juliane Hummel**, M.A., Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung »Gedenkstättenförderung Niedersachsen«

- 1 Bernhard Gelderblom, Die Reichserntedankfeste auf dem Bückeberg 1933–1937, 1. Aufl. Hameln, 1998. Weitere Publikationen zum Thema: Bernhard Gelderblom, Das »Reichserntedankfest« auf dem Bückeberg bei Hameln 1933–1937, in: Gedenkstättenrundbrief Nr. 172/2013, S. 42–51. Publikationen im Internet: [www.gelderblom-hameln.de/bueckeberg/bueckeberg.html](http://www.gelderblom-hameln.de/bueckeberg/bueckeberg.html); – Vgl. ferner auch Karel Margry: The Nazi Bückeberg harvest festival, in: After the battle, Issue 160, Harlow, May 2013.
- 2 Anette Blaschke, Die Reichserntedankfeste vor Ort: Auf der »Hinterbühne« einer nationalsozialistischen Masseninszenierung, in: Dietmar v. Reeken u. Malte Thießen (Hg.), »Volksgemeinschaft« als soziale Praxis: Neuere Forschungen zur NS-Gesellschaft vor Ort, Paderborn 2013, S. 125–141. – Lars Lüking, Die Erntedankfeste auf dem Bückeberg 1933–1937 im Spiegel lippischer Quellen, in: Rosenland – Zeitschrift für lippische Geschichte 14, 2013, S. 9–20. – Erntedank und Blut und Boden. Bückeberg/Hameln und Goslar 1933 bis 1938, NS-Rassekult und die Widerrede von Kirchengemeinden. Katalog der gleichnamigen Ausstellung, hrsg. v. Evang.-luth. Propstei Goslar in Kooperation mit Spurensuche Harzregion e.V. und Bernhard Gelderblom, Clausthal-Zellerfeld, 2. Aufl. 2011 – Gerd Biegel, Wulf Otte (Hg.), Ein Volk dankt seinem (Ver)führer. Die Reichserntedankfeste auf dem Bückeberg 1933–1937: Vorträge zur Ausstellung. Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 102, Braunschweig 2002.
- 3 Die Reichserntedankfeste auf dem Bückeberg bei Hameln. Diskussion über eine zentrale Stätte nationalsozialistischer Selbstinszenierung. Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 36, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Hannover 2010. – Zur Problematik der Denkmalschutzstellung siehe auch Mats Burström, More than a Sensitive Ear: What to Expect of a Professional Expert, in: John Schofield (Hg.), Who Needs Experts? Counter-mapping Cultural Heritage, Farnham 2014, S. 101–112. – Mats Burström, Bernhard Gelderblom: Dealing with difficult heritage: The case of Bückeberg, site of the Third Reich Harvest Festival. In: Journal of Social Archaeology 11 (3), London 2011, S. 266–282.
- 4 Tagung »Brauchtum, Führerkult, Einstimmung auf den Krieg. Das »Deutsche Erntedankfest« auf dem Bückeberg bei Hameln 1933 bis 1937. Zur Geschichte und Bedeutung einer NS-Massenveranstaltung und ihres Schauplatzes, Hameln 2002. – Tagung »Kult – Mythos – Terror: NS-Orte in Bremen und Niedersachsen«, Bremen 2006, Tagungsbericht von Sabine Lueken in H-Soz-u-Kult, 9. 2. 2007, [hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1431](http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1431).
- 5 Projekt-Abschlussbericht auf der Homepage der Handelslehranstalt Hameln: [www.hla-hameln.de/fileadmin/pdf\\_dateien/pdf\\_news/131111\\_reichserntedank.pdf](http://www.hla-hameln.de/fileadmin/pdf_dateien/pdf_news/131111_reichserntedank.pdf).
- 6 [bueckebergfilm.wordpress.com](http://bueckebergfilm.wordpress.com). Siehe dazu auch Paul Zalewski, Der Bückeberg bei Hameln: Ein schwieriges Denkmal und dessen Filmdokumentation, in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 4/2013, S. 219–221.
- 7 Hagen Stöckmann: Tagungsbericht »Zustand: unbeschrieben«. Der Bückeberg bei Hameln – Ort der Reichserntedankfeste 1933 bis 1937/38. 19. 9. 2013 – 20. 9. 2013, Hameln, in: H-Soz-u-Kult, 8. 3. 2014, [hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=5264](http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=5264).
- 8 Vgl. Presseschau: [gedenkstaettenfoerderung.stiftung-ng.de/de/aktuell/bueckeberg-ort-der-reichserntedankfeste-1933-2013.html](http://gedenkstaettenfoerderung.stiftung-ng.de/de/aktuell/bueckeberg-ort-der-reichserntedankfeste-1933-2013.html).

# Rezension

zu Juliane Brauer/Martin Lücke (Hg.) (2013): Emotionen, Geschichte und historisches Lernen. Geschichtsdidaktische und geschichtskulturelle Perspektiven, Göttingen: V & R unipress (= Studien des Georg-Eckert-Instituts zur internationalen Bildungsmedienforschung 133).

*Fabian Steininger*

»Wenn wir auf die Individuen mit tiefstem Mitleid ihres namenlosen Jammers blicken, so können wir nur mit Trauer über diese Vergänglichkeit überhaupt, und indem dieses Untergehen nicht nur ein Werk der Natur, sondern des Willens der Menschen ist, noch mehr mit moralischer Trauer, mit der Empörung des guten Geistes, wenn ein solcher in uns ist, über solches Schauspiel enden«<sup>1</sup>.

Gefühle stellen für Prozesse des historischen Lernens eine Herausforderung dar. Zum einen sind sie geschichtsträchtig und geschichtsmächtig, sie sind handlungsrelevant wie auch kulturell und zeitlich bedingt, wodurch sie zum Gegenstand der Geschichtsschreibung werden<sup>2</sup>. Zum anderen ist auch die subjektive Begegnung mit der Geschichte immer von vielfältigen Stimmungen und Gefühlslagen begleitet. Dass dies keine neue Einsicht ist, wird im Hegelschen Eingangszitat deutlich. Allerdings fand sie lange Zeit kaum Platz in den Diskussionen der bundesrepublikanischen Geschichtsdidaktik.

Dies zu ändern und die Einsichten der neueren interdisziplinären Emotionsforschung in Theorie, Empirie und Pragmatik des historischen Lernens systematisch zu integrieren versucht der vorliegende, nach dem peer-review Verfahren begutachtete Band. Er geht auf eine Tagung im Sommer 2011 am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin zurück, deren Diskussionen er erweitert und vertieft<sup>3</sup>. Im Vorwort wird die Zielsetzung klar benannt: »Der vorliegende Band begibt sich auf die Suche nach den Funktionen von Emotionen und nach ihrem systematischen Ort in den vielschichtigen Prozessen, in denen sich Individuen vergangene Wirklichkeiten als Geschichte aneignen. Diese Frage ist nicht neu – und dennoch bisher weitgehend unbeantwortet geblieben« (11).

Die Konzeption des Bandes folgt diesem Anspruch überzeugend. Auf zwei einleitende Aufsätze zum zentralen Stellenwert von Emotionen in Prozessen der Erkenntnis, Erinnerung und historischer Sinnbildung folgen theoretische Grundüberlegungen (»Zum systematischen Ort von Emotionen«), welche von Einsichten der Emotionsforschung ausgehend die Emotionalität historischen Lernens untersuchen. Im dritten Abschnitt wird der Zusammenhang von Emotionen und zentralen geschichtsdidaktischen Konzepten wie Geschichtsbewusstsein, Imagination oder Narrativität untersucht (»Grundbegriffe der Geschichtskultur«). Der Band schließt mit der Diskussion von praktischen Anwendungen der theoretischen Diskussionen in schulischen wie außerschulischen Kontexten (»Begegnungen mit der Vergangenheit – Medien und Orte«).

Die verschiedenen Perspektiven werden dabei inhaltlich gelungen vernetzt. So ist die theoretische wie praktische Arbeit an der Überwindung des Kognition-Emotion-Dualismus ein wiederkehrendes Thema, wodurch die aktuell viel diskutierte Frage nach der Rolle von Gefühlen in Bildungs- und Lernprozessen in den Mittelpunkt rückt. Zudem werden durch die schon in der Konzeption anklingende Breite der Betrachtungsweise



verschiedene Orte und Medien der Begegnung mit der Geschichte verbunden. Mehrere Beiträge befassen sich theoretisch mit der Rolle von Emotionen in Prozessen der Identitätsbildung. In anderen wird untersucht, welche produktive und methodische Zugänge es geben kann und wie Empathie und historische Imagination dabei hilfreich sind.

In ihrer Einleitung stellen Juliane Brauer und Martin Lücke die Konzeption des Bands sowie ihr kulturwissenschaftliches geprägtes Emotionskonzept vor. Sie verstehen Emotionen mit Sara Ahmed und Monique Scheer als intentional gerichtete Praktik des »wissenden Körpers«, welcher individuell wie auch sozial sowie ein Produkt biologischer und kultureller Faktoren sei (18). Jörn Rüsen führt anschließend diese theoretischen Überlegungen fort, indem er Gefühle an zentraler Stelle in seine Theorie historischer Sinnbildung integriert: Gefühle prägten die Wahrnehmung der Vergangenheit, welche anschließend durch Interpretation zu historischem Wissen werde. Dieses Wissen spreche nun in seiner Repräsentation wiederum die Gefühle der Menschen an (32f). Er expliziert dieses anspruchsvolle Modell anhand der Trauer über die Shoah.

Im zweiten Segment skizziert Wolfgang Hasberg zunächst unter Rückgriff auf die psychologische Forschung die Vielfalt der Emotionsbegriffe, um anschließend einen Überblick über die empirische Forschung zur Emotionalität historischen Lernens zu geben. Er kommt allerdings zum Schluss, dass diese nach wie vor ein »Desiderat« darstelle (61). Danach diskutiert Juliane Brauer in einem zentralen Artikel den Schlüsselbegriff der Empathie als »Form der emotionalen Perspektivübernahme« (76). Während gerade in der angloamerikanischen Debatte die Empathie oft als »Königsweg« der emotionalen und moralischen Erziehung von Kindern und Jugendlichen erscheint, und das Konzept auch in deutschen Debatten breit rezipiert wird, argumentiert sie stringent gegen zu enthusiastische Lesarten. Sie stellt fest, dass Empathie immer auch die Nichtübernahme einer bestimmten Perspektive bedeute, und schlägt vor, Empathie »eher als produktive Irritation« (89) im historischen Lernen gerade auch in außerschulischen Kontexten zu nutzen. Dabei müsse allerdings neben der Identifikation immer auch auf das Moment der Abgrenzung und Alteritätswahrnehmung geachtet werden. Anschließend erörtert Martin Lücke die Rolle von Emotionen in der Geschichtskultur. Nachdem er am Beispiel des polnischen Museums des Warschauer Aufstands eindrücklich die Sinnlichkeit historischer Erfahrung beschreibt, verwendet er die gefühlsgeschichtlichen Modelle der »emotionalen Gemeinschaften« sowie »emotionalen Regime« zur Analyse des Verhältnisses von Geschichtsbewusstsein und Geschichtskultur. Er weist so überzeugend den Beitrag von emotionsgeschichtlichen Ansätzen zur Analyse von tief politischen Geschichtsrepräsentationen in der Gesellschaft aus.

Carlos Kölbl beginnt den dritten Abschnitt mit einer Übersicht über psychologische Emotionsmodelle. Dabei stellt er die wichtige Rolle gerade »starker Gefühle« (122) wie Stolz oder Scham für die Identitätsbildung von Schülerinnen und Schülern heraus. Diese Anregungen führt Johannes Meyer-Hamme weiter, indem er auf die intersektionalen Charakter der Identitätsnarration sowie die motivationale Rolle von Emotionen in Bezug auf Prozesse historischen Lernens hinweist. Bärbel Völkel beschäftigt sich anschließend mit dem Zusammenhang von historischer Imagination und Gefühlen. Sie versteht Imaginationen als »auf Vergangenheit bezogene innere Vorstellungsbilder« (139) und beschreibt anschaulich ihre Wirkmächtigkeit in Bezug auf gegenwärtiges politisches Handeln. Sie plädiert für eine Thematisierung und Offenlegung dieser »Emotionen und Projektionen im Zusammenhang mit Geschichte« (158), um so stärker

kontingenzfähige Denkstrukturen im Umgang mit der Geschichte aufzubauen. Alsdann zeigt Michele Barricelli unter Rückgriff auf Jörn Rüsen und Hayden White sowie sein eigenes Modell den engen Zusammenhang von narrativen Erzähltypen mit bestimmten Gefühlen auf. Er kommt zum Schluss, dass solch narrative Emotion »integraler Bestandteil narrativer Kompetenz ist« (177).

Im letzten, eher praktisch orientierten Teil des Bandes werden jeweils spezifische Medien und Orte der Begegnung der Vergangenheit auf ihren emotionalen Gehalt hin untersucht. Hier wird besonders die thematische Breite des Bands deutlich, etwa durch die Untersuchungen von Living-History-Angeboten (Berit Pleitner), Schulbüchern (Vadim Oswalt), Comics (Alfons Kenkmann) sowie transkulturellen Begegnungen (Bea Lundt). Innovativ diskutieren Alina Bothe und Rolf Sperling anhand von Interviews mit Überlebenden der Shoah im »Visual-History-Archive« die Verwendung audiovisueller Medien im virtuellen Raum mit seinen vielfältigen Möglichkeiten, handlungsorientiert Emotionen auf Subjekt- und Objektebene des historischen Lernens zu thematisieren und reflektieren. Matthias Heyl untersucht im Anschluss eindrucksvoll KZ-Gedenkstätten mit Fokus auf die Gefahr der emotionalen Überwältigung. Er weist auf die mehrfache Subjektorientierung sowie die spezielle Erwartungshaltung vieler Besucher hin, in Gedenkstätten einen »sinnlichen und auch emotionalen Zugang zu den materiellen Spuren« (244) der Geschichte zu erlangen, der jedoch oft auch historisches Lernen verhindere. Als Ausweg empfiehlt er, »geschützte Räume für emotionale Wahrnehmungen und Äußerungen« zu ermöglichen (256).

Die versammelten Beiträge beleuchten beeindruckend die mannigfaltigen Verbindungen von Emotionen und historischem Lernen. Anregungen aus diversen Fachdisziplinen werden für die Betrachtung der vielfältigen subjektiven Begegnungen mit der Geschichte fruchtbar gemacht; hier ist besonders die thematische Breite des Bandes anerkennend hervorzuheben. Es werden zentrale Kategorien und Begriffe der Geschichtsdidaktik wie Geschichtskultur, historisches Lernen, Narrativität, Imagination oder Sinnbildung diskutiert, sowie die vielgestaltigen Medien und Orte der Aneignung von Geschichte thematisiert. Die Rolle der Gefühle in Subjektivierungs- wie Vergemeinschaftungsprozessen sowie die immer noch dominante Identifikation von nationalen Gemeinschaften mit emotionalen Gemeinschaften werden schwerpunktmäßig behandelt, was eine Verbindung zu transnationalen und globalgeschichtlichen Ansätzen ermöglicht.

Kritisch ist allerdings anzumerken, dass in den meisten Aufsätzen Emotionen vor allem in Hinblick auf die Elemente von Heuristik, Darstellung und Gegenwartsbezug der disziplinären Matrix verhandelt werden, die »eigentliche« empirische Arbeit jedoch ausgespart wird – die Ankündigung »Emotion und Kognition (...) als zusammengehörig« (18) zu begreifen, wird also nur bedingt eingelöst. Zudem hätte der Emotionsansatz noch weitergehend fruchtbar gemacht werden können. So hätte aus den Ansätzen der Emotionsgeschichte stärker für eine Abkehr von narrativen Quellen argumentiert werden können: Zum einen entstand die Emotionsgeschichte für viele Fachhistoriker aus einer Unzufriedenheit mit der poststrukturalistischen Emphase auf Diskurse<sup>4</sup>, zum anderen korrespondieren Gefühle eng mit visuellen kognitiven Stilen. Des Weiteren bleibt die Frage nach der ambivalenten Beziehung von emotionalem Zugang und moralischer Bewertung unklar. Zwar unternehmen einzelne Beiträge den Versuch, die fundamentale Frage nach einem Maßstab für die »Kultivierung der Gefühle« zu the-

matisieren, dies wird jedoch nicht systematisch ausgeführt. Hier wäre eine stärkere Anbindung an philosophische Diskussionen wünschenswert gewesen.

Doch sind dies Punkte, die angesprochene Themen eher in verschiedene Richtungen weiterführen könnten. Insgesamt stellt der Band einen fundamentalen Schritt hin zu einer Konzeptualisierung von Emotionen in Prozessen des historischen Lernens, in Geschichtsbewusstsein und Geschichtskultur dar. Er beleuchtet vielfältig und praxisnah die zentrale Rolle von Emotionen in der historischen Sinnbildung und öffnet das Feld für die weitere inter- wie innerdisziplinäre Diskussion. Die Konzeption ist einleuchtend und die verschiedenen Beiträge werden durch wiederkehrende thematische Schwerpunktsetzungen inhaltlich verbunden. Es ist ihm daher eine breite Rezeption zu wünschen.

**Fabian Steininger** ist Doktorand am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin.

- 1 G. W. F. Hegel (1955): Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte, Hamburg: Meiner, S. 79f. Zitat nach Jörn Rüsen, Seite 29 des vorliegenden Buchs.
- 2 Als Einführungen in das beständig wachsende Forschungsfeld der Emotionsgeschichte siehe Plamper, J. (2012): *Geschichte und Gefühl: Grundlagen der Emotionsgeschichte*. München: Siedler, sowie N. Eustace et al. (2012): AHR Conversation. The Historical Study of Emotions, in: *American Historical Review* 117, S. 1487–1531.
- 3 Vgl. Meinen Tagungsbericht in: AHF-Information, 2011, Nr. 173. [www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2011/173-11.pdf](http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2011/173-11.pdf).
- 4 Siehe die Beiträge in N. Eustace et al. (2012).

# Replik auf die Rezension

von Diana Gring im Gedenkstättenrundbrief, Nr. 172 (12/2013)

*Marc Schwietring und Sebastian Winter*

Im Gedenkstättenrundbrief Nr. 172 vom Dezember vergangenen Jahres hat Diana Gring das Buch »Berufsrisiko Sekundäre Traumatisierung? Im Arbeitskontext den Folgen nationalsozialistischer Verfolgung begegnen« der Traumatherapeutin Renate Jegodtka sehr zustimmend und distanzlos besprochen. Ihrer Grundthese – »Trauma ist ansteckend«<sup>1</sup> – zufolge seien MitarbeiterInnen von Gedenkstätten durch die »fortgesetzte Konfrontation mit den Folgen der NS-Gewaltherrschaft«<sup>2</sup> gefährdet, an »sekundären Traumatisierungen« zu erkranken, wenn sie sich empathisch auf die Erzählungen von NS-Verfolgten einließen, sich mit Quellenmaterial aus dieser Zeit beschäftigten oder auch dadurch, dass sie bloß an den Orten der Verbrechen arbeiteten. Jegodtka und Gring heben hervor, wie wichtig daher Supervisionsangebote für die MitarbeiterInnen von Gedenkstätten seien. Diesen müsse institutionell und dauerhaft eine Gelegenheit geboten werden, über die oftmals verstörenden und erschütternden (beruflichen) Erfahrungen zu sprechen und diese gemeinsam aufzuarbeiten. Dieser Forderung stimmen wir vorbehaltlos zu.

Was uns trotzdem veranlasst hat, diese Replik zu schreiben, sind zwei Unklarheiten im Buch von Renate Jegodtka, die in der Besprechung von Diana Gring noch deutlicher in ihren problematischen Konsequenzen zum Vorschein kommen:

1 Handelt es sich bei den beschriebenen psychischen Belastungen tatsächlich um sekundäre Traumatisierungen?

2 Macht es einen Unterschied für die affektiven Reaktionen auf die Vergangenheit, ob die familiären Bindungen Verfolgten oder Angehörigen des verfolgenden Kollektivs gelten?

Zunächst zu Punkt 2: Jegodtkas Mehrebenenanalyse berücksichtigt die Familiengeschichte bzw. die familialen und kulturellen Narrationen über diese als wichtigen Faktor für den aktuellen affektiven Umgang der Nachkommen mit der Vergangenheit. Ob und in welcher Form sich eine sekundäre Traumatisierung entwickle, hänge nicht zuletzt von der eigenen und der familiären Vorgeschichte ab, die als psychisch stützende Sinn- und Kohärenzressource dienen oder aber einen Belastungsfaktor darstellen könnten. Hier läge eine Differenzierung zwischen TäterInnen- und MitläuferInnen-Nachkommen einerseits, Nachkommen von Verfolgten andererseits auf der Hand. Sie findet sich denn auch an verschiedenen Stellen der empirischen Darstellung in Jegodtkas Buch (dieser wichtige Punkt wird in der Rezension von Gring nicht berührt). Auf der konzeptuellen Ebene der Studie wird sie aber nicht systematisiert; die Unterschiede verschwinden hinter der Gemeinsamkeit, dass es für beide Seiten schwierig sei, eine »kohärente« Familiengeschichte zu konstruieren, was beide gleichermaßen anfällig für sekundäre Traumatisierungen mache.

Die konzeptuelle Unterscheidung wäre aber – und damit kommen wir zu Punkt 1 – wichtig gewesen, um zu erkennen, dass die (oberflächlich betrachtet) ähnlichen Problemlagen bei den Opfer- und den TäterInnen- bzw. MitläuferInnen-nachkommen unterschiedliche Ursachen haben: In der psychoanalytisch-sozialpsychologischen Forschung zu den transgenerationellen Folgewirkungen des Nationalsozialismus ist in den

letzten Jahren herausgearbeitet worden, dass es zwar in den Familien der Verfolgten tatsächlich zu Traumaweitergaben kommen kann, innere Konflikte der Nachkommen von TäterInnen und MitläuferInnen aber auf völlig anderen psychischen Mechanismen basieren. Die »Gefühlserbschaften« bei Letzteren wurden als Folgen einer »Kryptisierung« gefasst.<sup>3</sup> Was heißt das? Die »grandiose Erfahrung von eingeborener »arischer« Überlegenheit inklusive der Erlaubnis zur Degradierung der als minderwertig oder unwert Definierten«<sup>4</sup> hatte den Einzelnen eine emotionale Teilhabe am »kollektiven Narzissmus« der identitätsstiftenden »Volksgemeinschaft« ermöglicht. Als sich 1945 diese Volksgemeinschaft in der Realität als versagend und schuldbehaftet erwiesen hatte, wurde ihr Verlust allerdings kaum betrauert. Scham und Selbstentwertung, welche die Konsequenz einer solchen »Trauer um den Herrenmenschen«<sup>5</sup> gewesen wären, wurden vermieden, indem der »kollektive Narzissmus« »kryptisiert«, d.h. in seiner affektiven Attraktivität verleugnet, aber intrapsychisch als »abgekapseltes Objekt« aufbewahrt wurde. T. W. Adorno hat dies in die Worte gefasst, »daß insgeheim, unbewußt schwelend und darum besonders mächtig, jene Identifikationen und der kollektive Narzißmus gar nicht zerstört wurden, sondern fortbestehen.«<sup>6</sup> Dessen Existenz ist damit dem Bewusstsein entzogen, macht aber nichtsdestotrotz – in der Wirkung wie eine traumatisches Introjekt – immer wieder in rätselhafter und irritierender Weise, mit unpassenden Affekten und Handlungsimpulsen auf sich aufmerksam. Transgenerationell wird diese »Krypta«, die anwesende Leerstelle in den Erzählungen der Eltern/Großeltern, mit Phantasien gefüllt, die versuchen, die Inkohärenz im Familiennarrativ zu überdecken und eine moralisch akzeptable Version zu konstruieren. Das Ergebnis dieses Versuchs (der Enkel), Kohärenz über »Deckerinnerungen« herzustellen, hat Harald Welzer in seiner Studie »Opa war kein Nazi« aufgezeigt.<sup>7</sup>

Bei den von Jegodtka untersuchten affektiven Folgen des Nationalsozialismus aufseiten von GedenkstättenmitarbeiterInnen, die aus nicht-verfolgten deutschen Familien stammen, handelt es sich wahrscheinlich zumeist nicht um sekundäre Traumatisierungen, sondern um das permanente Aufrühren solcher »Deckerinnerungen«. Die daraus folgenden Sinnverluste und Erschütterungen einer sicher geglaubten Welt mögen schwere affektive Belastungen bedeuten – aber sie sind keine sekundäre Traumatisierung. Es handelt sich nicht, wie bei den Opfern und ihren Nachkommen, um die Folge »gestauten Schreckens« (Jegodtka S. 215), sondern gestauter Lust und Scham.

Der Begriff der sekundären Traumatisierung als Leitbegriff von Supervisionsarbeit in Gedenkstätten hätte daher nicht nur einen aufdeckenden, sondern auch einen verdeckenden Charakter und könnte sich kontraproduktiv auf die Bewusst-Machung der konfliktuösen individuellen Verwicklungen mit dem Nationalsozialismus auswirken. Zum Beispiel lässt sich der von Jegodtka angesprochene »Neid« auf die Opfer (S. 229) mit dem Konzept »sekundäre Traumatisierung« ebenso wenig fassen, wie die Opferidentifikation als eine Abwehr der Täteridentifikation (S. 251) Gerade die moralisch inakzeptablen und unpassenden Gefühle, die durch die Gedenkstättenarbeit ausgelöst werden und die sehr viel schwerer zu akzeptieren und integrieren sind, als das empathische »Mitleiden« mit den Verfolgten, werden von dem Konzept »sekundäre Traumatisierung« beiseite geschoben. Gudrun Brockhaus schreibt im Zusammenhang einer Kritik an bestimmten (psychoanalytischen) Umgangsweisen mit den »Gefühlserbschaften« des Nationalsozialismus: »Die persönliche Not, aus den Abgründen von Schuldgefühl, Neid und Wut nicht herausfinden zu können, bleibt unbenannt und unbearbeitet.«<sup>8</sup>

Verwundert stellen wir fest, dass Diana Gring hingegen »Schuldgefühle gegenüber den direkt vom Trauma Betroffenen« als »fehl am Platze und kontraproduktiv«<sup>9</sup> wegwischt – und darauf gegen eine »Tabuisierung« der sekundären Traumatisierung ein Zitat der »israelische[n] Psychotraumatologin Yael Danieli«<sup>10</sup> anführt. Aber: Das Zitat stammt realiter von der deutschen Psychologin Dr. Judith Daniels (was Renate Jegodtka auch richtig ausweist) und steht im Original nicht im Kontext des Themas Schuldgefühle. Diese Fehlleistung sagt eventuell mehr über die Persistenz von Schuldgefühlen als der manifeste Inhalt.

Schließlich bleibt ein Unbehagen, da die besprochene Studie durch die konzeptuell fehlende Differenzierung zwischen Verfolger- und Verfolgtenfamilien, aber auch durch die starke Betonung der »Salutogenese«, d.h. dem Abzielen auf »Heilung«, auch im Licht des aktuellen »neuen deutschen Opferdiskurses«<sup>11</sup> gelesen werden könnte, den Jegodtka selbst kritisiert (S. 136f.): Denn in dieser Perspektive macht der Nationalsozialismus alle gleichermaßen zu Opfern, deren Leiden traumatherapeutisch zu heilen oder zumindest handhabbar zu machen sind.<sup>12</sup> Die »Erschütterung der grundlegenden Annahmen über das Selbst, die Menschheit und die ganze Weltsicht«<sup>13</sup>, des »sicher-in-sich-« und »sicher-in-der-Welt-Seins« aber ist unvermeidliche Konsequenz der kognitiven und affektiven Zurkenntnisnahme der nationalsozialistischen Verfolgungspraxis und ihrer Grundlagen:

»Der Holocaust war kein Bild an der Wand, sondern ein Fenster, durch das Dinge sichtbar wurden, die normalerweise unentdeckt bleiben. Und was zum Vorschein kam, geht nicht nur die Urheber, die Opfer und die Zeugen des Verbrechens etwas an, sondern ist von größter Bedeutung für alle, die heute leben und auch in Zukunft leben wollen. Der Blick durch dieses Fenster verstörte mich zutiefst, aber je bedrückter ich wurde, desto mehr wuchs in mir die Überzeugung, dass es äußerst gefährlich ist, diesen Blick nicht zu tun.«<sup>14</sup>

**Marc Schwietring, M.A.**, ist Politikwissenschaftler und Sozialpsychologe. Er arbeitet am Institut für Kulturanalyse e.V., Berlin, und war viele Jahre in der gewerkschaftlichen Jugendbildungsarbeit an KZ-Gedenkstätten tätig.

**Dr. Sebastian Winter** ist Sozialpsychologe und Historiker. Er hat über die Geschlechter- und Sexualitätswürfe der SS promoviert und ist Lehrkraft an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld.

1 Diana Gring: Renate Jegodtka: Berufsrisiko sekundäre Traumatisierung? Im Arbeitskontext den Folgen nationalsozialistischer Verfolgung begegnen, in: Gedenkstättenrundbrief, Nr. 172 (12/2013), S. 59.

2 Ebd.

3 Markus Brunner: Die Kryptisierung des Nationalsozialismus. Wie die Volksgemeinschaft ihre Niederlage überlebte. In: Markus Brunner et al. (Hg.): Volksgemeinschaft, Täterschaft und Antisemitismus. Beiträge zur psychoanalytischen Sozialpsychologie des Nationalsozialismus und seiner Nachwirkungen. Gießen 2011, S. 169–194; Konstanze Hanitzsch: Deutsche Scham. Gender. Medien. »Täterkinder«. Eine Analyse der Auseinandersetzungen von Niklas Frank, Beate Niemann und Malte Ludin. Berlin 2013; Jan Loh: Gefühlserbschaft und Rechtsextremismus. Eine sozialpsychologische Studie zur Generationengeschichte des Nationalsozialismus. Gießen 2010.

4 Gudrun Brockhaus: Trauer um den Herrenmenschen. Emotionen und Tabus im NS-Gedenken. In: Margrit Frölich/Ulrike Jureit/Christian Schneider (Hg.): Das Unbehagen an der Erinnerung – Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust. Frankfurt am Main 2012, S. 101–118, hier: S. 104.

5 Brockhaus: Trauer.

6 Theodor W. Adorno: Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit. GS 10.2. Frankfurt am Main 1959, S. 555–572, hier: S. 563f.

- 7 Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall: »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt am Main 2002.
- 8 Brockhaus: Trauer, S. 113. Zudem ist das Konzept der sekundären Traumatisierung bisher in Forschung und Praxis umstritten, diverse Fragen sind ungeklärt. Vgl. Marion Sonnenmoser: Sekundäre Traumatisierung: Mythos oder Realität? Deutsches Ärzteblatt PP 9, Ausgabe März 2010, Seite 117.
- 9 Gring: Rezension, S. 61.
- 10 Ebd.
- 11 Vgl. bspw. Samuel Salzborn: Opfer, Tabu, Kollektivschuld. Über Motive deutscher Obsession. In: Michael Klundt/Samuel Salzborn/Marc Schwietring/Gerd Wiegel: Erinnern, verdrängen, vergessen. Geschichtspolitische Wege ins 21. Jahrhundert. Gießen 2003, S. 17–41; Helmut Schmitz (Hg.): A Nation of Victims? Representations of German Wartime Suffering from 1945 to the Present (= German Monitor 67). Amsterdam/New York 2007.
- 12 Michael Heinlein: Die Erfindung der Erinnerung. Deutsche Kriegskindheiten im Gedächtnis der Gegenwart. Bielefeld 2010.
- 13 Gring: Rezension, S. 59.
- 14 Zygmunt Bauman: Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg 2004 (1989), S. 8.